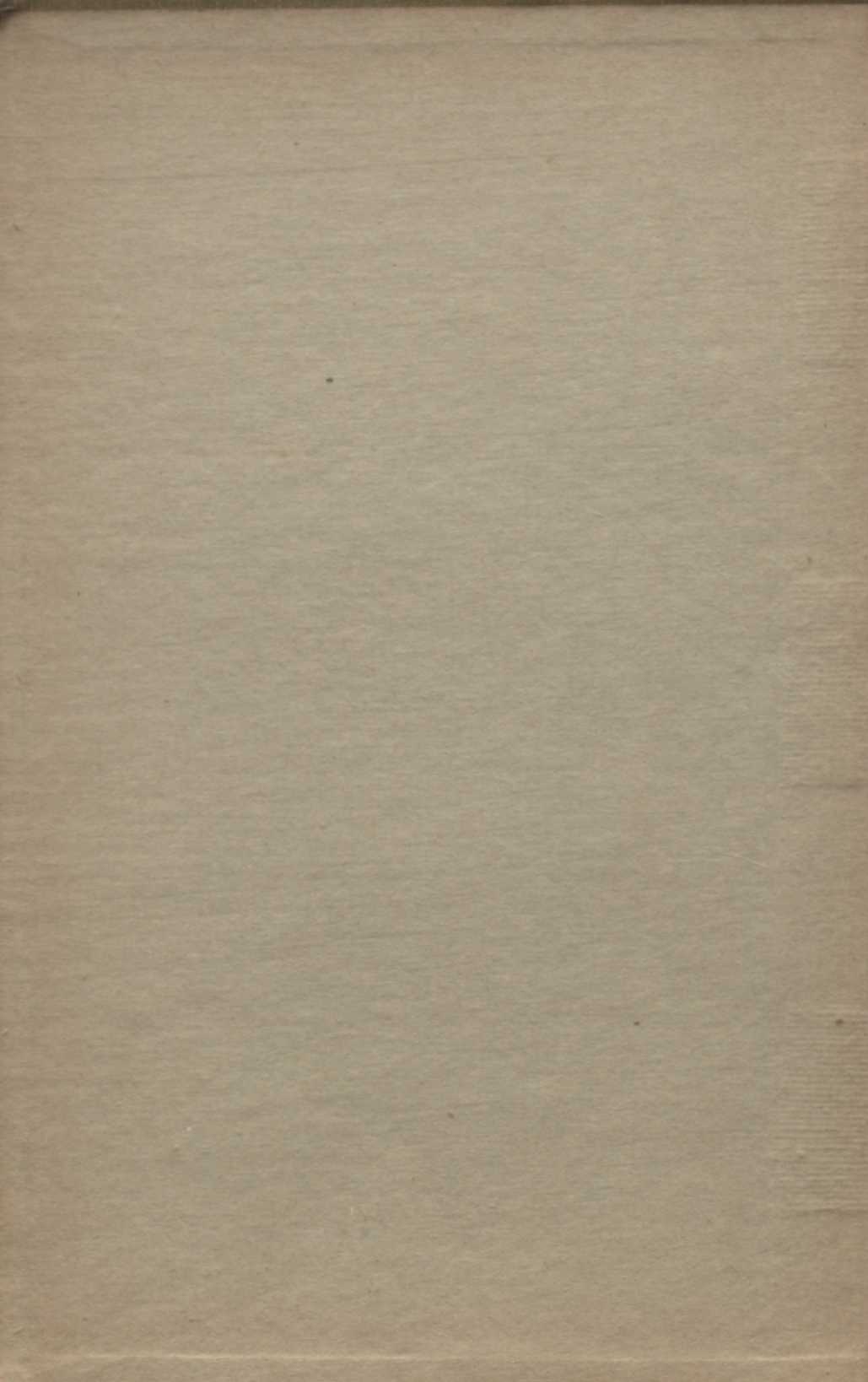
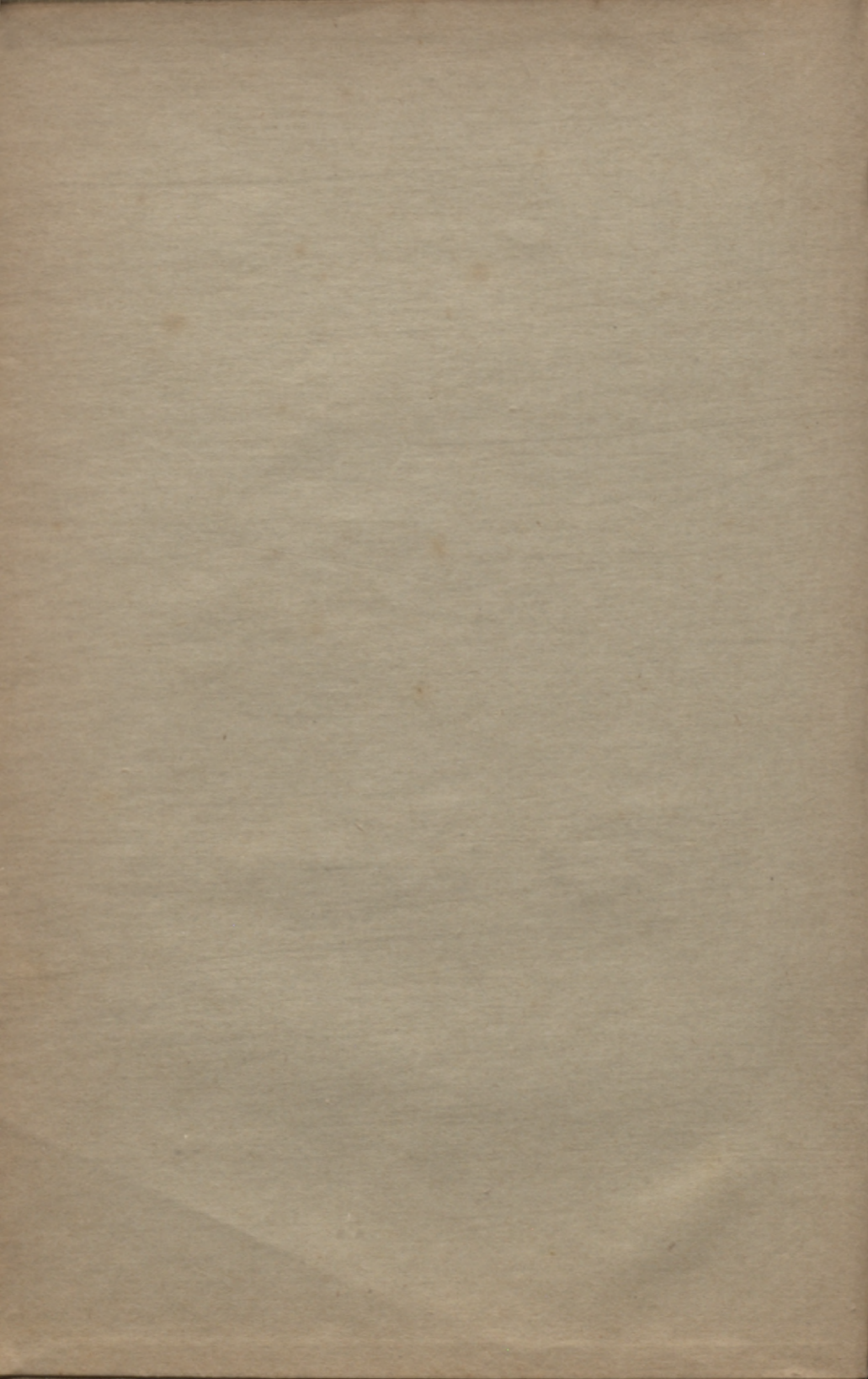


W ²/₁₂₂₁₁

Heimatbuch
für die
baltische Jugend

Erster Teil





W $\frac{2}{12211}$

Dull
W
0

Heimatbuch

für die baltische Jugend

herausgegeben von

L. Goertz und **A. Brosse**

Inspektor am Kiol. Landesgymnasium
zu Birkenruh

Oberlehrer an der Kurl. Landeschule
zu Mitau

„Livland—Witvland“
Balthasar Ruffow

Erster Teil

Riga 1908
Verlag von G. Löffler

W-3
B-1
Bn

Vija LEĶa Latv. PSR
VALSTS BIBLIOTEKA

~~4-31~~ 0309114359

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Vorwort.

Was will das Heimatbuch? Es will das Interesse für die Heimat fördern und mitarbeiten daran, daß unsere Jugend Liebe und Verständnis für die Heimat gewinne, um einst mit vollem Bewußtsein sich ihrem Dienst zu widmen. Da man aber nur das lieben kann, was man kennt, haben wir die Pflicht, diese Kenntnis zu übermitteln. Das ist jedoch bisher mangelhaft geschehen. Wie wenig sind wir darauf aus, die heimische Scholle durch den Augenschein kennen zu lernen, wie schlecht sind wir mit unserer nächsten Umgebung, mit der natürlichen Beschaffenheit, mit der Pflanzen- und Tierwelt unseres Ländchens, mit seiner Geschichte, seiner Kultur, seiner Kunst vertraut! Woher soll also das Interesse für das Wohl und Wehe der Heimat kommen, woher das Bedürfnis, seine Kräfte für sie einzusetzen?

Dieser Mangel brachte vor einigen Jahren den Buchhändler G. Köffler auf den Gedanken, daß man ein Buch schaffen müsse, welches — ähnlich wie das von Topelius verfaßte „Buch vom Vaterland“ es für Finnlands Elementarschulen tat — die Jugend anregt, über die Heimat nachzudenken, sich in ihr umzuschauen, zurückzublicken in ihre Vergangenheit. In der Überzeugung, das Ziel könne nur erreicht werden durch gemeinsame Arbeit vieler, trat er zu einer Gruppe von Lehrern und Lehrerinnen in Beziehung; der Plan wurde entworfen, die Unterzeichneten übernahmen die Herausgabe, es begann das Werben von Mitarbeitern. So war die erste Anregung gegeben, anknüpfend an die große Bewegung in Deutschland und in anderen Ländern, welche die Heimatkunde nicht nur als Unterrichtsfach anerkennt, sondern als Prinzip voraussetzt, das den ganzen Unterricht durchdringen soll. Seit jenem ersten Anfang ist manches bei uns zur Belebung des Heimatsinns geschehen. Es erschien die Baltische Bürgerkunde; auf dem ersten Deutsch-Baltischen Lehrertage, auf dem ersten Baltischen Historiker-

tage wurden Richtlinien für die Pflege der Heimatkunde, des Heimatschutzes, der Heimatbildung gezogen.

Jetzt erscheint nun als ein Beitrag zur Verwirklichung der Heimatpläne unser Buch, welches wir uns sowohl in der Schule neben jedem beliebigen deutschen Lesebuch als auch im Hause benutzt denken. Der vorliegende erste Teil ist für das Alter von 9—12 Jahren bestimmt, der zweite soll dem 12.—15. Jahr, der dritte der reiferen Jugend dienen. Wir hoffen dabei, das Heimatbuch werde nach seiner Vollendung sich eine feste Stätte im Hause sichern, dort alt und jung anregen, mit der Heimat recht vertraut zu werden.

Eine Gruppierung der Stücke nach ihrem Inhalt war bei dem geringen Umfang des Buches nicht angebracht; wir haben daher versucht, soweit als möglich chronologisch anzuordnen. Der Leser soll von heimatlichen Schriftstellern alter und neuer Zeit sich führen lassen durch das heimatliche Land, soll in Märe und Sage, in Poesie und Prosa, in Ernst und Scherz von ihm hören. Kurze Notizen geben Auskunft über die Verfasser der Lesestücke und die Fundstätten. Originalbeiträge sind besonders kenntlich gemacht durch Sternchen im Inhaltsverzeichnis. Mit Anmerkungen waren wir sehr sparsam; wenn gelegentlich uns Balten geläufige Wörter erklärt wurden, so geschah es, um auf ihre interessante Abstammung hinzuweisen. Bei der Auswahl bemühten wir uns, Stücke zu bieten, welche wertvollen Inhalt mit guter Form verbinden. Was die moderne Kunsterziehung erstrebt, das schwebte auch uns vor; infolge des beschränkten Materials fiel das aber recht schwer. Besonders schwierig war es, der Kindertümlichkeit gerecht zu werden, denn aus früherer Zeit ergab sich wenig auf diesen Ton Bestimmtes, neue Mitarbeiter waren für diesen Zweck nicht ausreichend da. Endlich konnten die vorhandenen Quellen noch lange nicht genügend durchforscht werden.

Sollten wir deshalb warten? Nein! Das Bedürfnis liegt vor, das Interesse ist vorhanden, die Belebung der Heimatkunde steht auf der Tagesordnung.

Da soll denn auch unser Buch mithelfen und wird in der Arbeit hoffentlich allmählich seine Mängel ablegen. Das kann aber nur geschehen, wenn alle, die sich für die Sache interessieren, uns dabei zur Seite stehen.

So hoffen wir durch Kritik und Mitarbeit in unserm Werke gefördert zu werden, das der Heimat dient.

Alle Personen, welche durch Hilfe und Mitarbeit das Erscheinen des Buches ermöglicht haben, bitten wir, unseren besten Dank zu empfangen, vor allem die Herren Stadtbibliothekar N. Busch, Professor K. A. Kupffer, Dr. G. v. Sabler und Oberlehrer P. Westberg, deren Rat für die ganze Anlage des Buches entscheidend wurde. Auch dem Herrn Verleger, welcher in treuester Weise mit uns zusammen arbeitete, sei herzlich gedankt. Der baltischen Jugend ist das Heimatbuch gewidmet. Möge es seinen Zweck erfüllen!

E. Goerh.

A. Brosse.

Inhalt.

Vorwort.

Seite

1. Es ist ein armes Wörtchen nur. Stern	1
*2. Wie unsere Hügel und Täler entstanden sind. Kupffer	1
3. Das Entstehen des Embachs. Fählmann	4
4. Na und Embach. Wittorff	6
5. Der Peipussee. Jannsen	7
6. Koit und Ammarik. Fählmann	10
7. Spinne und Ameise. Pabst	12
8. Spinne und Fliege. Boehm	13
9. Hahn und Bierhahn. Rußwurm	14
10. Die Hundsköpfe. Andrejanoff	14
11. Lettische Rätsel. Bonus	15
12. Der kleine Thomas. Rußwurm	17
13. Jssiteggi. Rußwurm	18
14. Die Entstehung der Hasenscharte. Neus	19
15. Kalewipoeg. Nach Schüdlöffel	20
*16. Bischof Meinhard. Girgensohn	25
17. Von Dietrich, dem Gehilfen Meinhards. Heinrich von Lettland .	27
18. Wie der Iivenhäuptling Kaupo nach Rom zum Papste zog. Heinrich von Lettland	27
19. Gefährlicher Angriff der Kuren auf Riga. Heinrich von Lettland	28
20. Die öfelschen Turmzieher und die Sühneburg. Rußwurm	30
21. Klauenstein	31
22. Das Findelkind. Jannsen	32
23. Die Wirtstochter und das Waisenkind. Winter	33
24. Die schlauen Klosterbrüder zu Falkena. Fabricius	35
25. Der starke Walter. Firks	36
*26. Die alte Stadtmauer Rigas. Seuberlich	38
27. Auf der Flucht. Schilling	42
28. Anschlag auf Fellin im Jahre 1345. Thiel	42
29. Eine Sage von Schloß Dondangen. C. v. S.	45
*30. Andreas Knopfen in Riga. Girgensohn	45
31. Schlange und Feile. Waldis	49
*32. Burchard Waldis, Kannengießer und Poet. Girgensohn	49
33. Seiltänzer in Reval im Jahre 1547. Ruffow	52
34. Der Revalsche Rosengarten. Ruffow	53
35. Hans Bühring. Hirschheydt	54
36. Wie eine rigische Bürgermeisterin ihren Eheherrn rettete. Thiel . .	54
37. Der schlafende König. Rußwurm	55

	Seite
38. Die Hochzeit zu Busby. Rußwurm	56
39. Wie man sich zu Herzog Jakobs Zeiten in Mitau vergnügte. Mirbach	57
40. Hannes von Rochelitz. Cziesch	59
41. Wassersnot in Riga im Jahre 1709. Thiel	62
42. Die Reime auf Estlands Provinzen	63
43. Knappe Eiden. Pabst	63
44. Der Stock Peters des Großen. Dr. Bertram	64
45. Die Pest auf Rogö. Rehbinder	65
46. Die Steindenkmale der Hungersnot. Kreuzwald	67
47. Aberglaube unter dem Landvolk vor hundert Jahren. Bergmann .	68
48. Königin Luise in den Ostseeprovinzen. Aus ihrem Tagebuche . . .	69
*49. Erlebnisse der Pastorenfamilie Kühn während der Gefechte bei Eckau im Jahre 1812	73
50. Ein Kaiserbesuch. M. v. S.	78
51. Aus der Jugendzeit eines großen Mannes. Baer	82
52. Reval. Kraus	88
53. Rettung eines Schiffbrüchigen	88
54. Eine Wolfsgeschichte aus Estland. Kugelgen	92
55. Bärengeschichten. Dr. Bertram	96
*56. Unsere Wälder einst und jetzt. Kupffer	98
*57. Der Edelmarder. Krüdener	101
58. Eine Schlittenfahrt. Pantenius	103
59. Da draußen liegt der weiße Schnee . . . Schilling	104
*60. Der Dachs. Grevé	105
*61. Im Nadelwalde. Kupffer	107
62. Aus Fenster klopft der junge Tag . . . Schilling	112
*63. Der Peipussee. Hörschelmann	113
64. Walpurgisfeier in Dorpat. Tante Alice	116
65. Der Kirschkissel. Seuberlich	118
66. Eine Elenjagd. Dr. Bertram	119
*67. Unsere baltischen Schlangen. Grevé	122
68. Wie Meister Peß beim Abendessen überrascht wurde. Stillmarß . .	126
*69. Vogelleben am östlichen Strande. Stoll	130
70. Baltische Heimat. Bruno Mohren	141



1. Es ist ein armes Wörtchen nur.

M. v. Stern, Sonnen-Wolken. Wien 1904.

Maurice Reinhold von Stern, geb. 1860 in Reval, lebt als Schriftsteller in Kij a. d. D

Es ist ein armes Wörtchen nur
Und gräbt doch eine tiefe Spur
In jede Menschenseele:
Heimat, liebe Heimat!

Es rührt dich in des Herzens Grund
Wie Nistgefang, so süß und wund,
Aus eines Vogels Kehle:
Heimat, liebe Heimat!

Die Welt ist weit, die Welt ist rund.
Zuckt nicht dein Herz, zuckt nicht dein Mund,
Hörst du die Worte sagen:
Heimat, liebe Heimat!

Und bist du müd' und bist du krank,
Wenn all dein Glück in Staub versank,
Muß stumm dein Herz noch klagen:
Heimat, liebe Heimat!

2. Wie unsere Hügel und Täler entstanden sind.

K. R. Kupffer.

Karl Reinhold Kupffer, aus Kurland, geb. 1872, Professor am Polytechnikum in Riga.

Unsere Heimat bietet heutzutage eine gar anmutige Abwechslung von Hügeln und Tälern, Flüssen und Seen, Wäldern und Wiesen; deutlich vermögen wir Jahr für Jahr den warmen Sommer vom kalten Winter, den heitern Frühling vom trüben Herbst zu unterscheiden. Nicht immer ist es aber so gewesen, sondern es hat Zeiten gegeben, wo in unserem Heimatlande alles und jedes ganz anders war.

Die Zeit, von der wir jetzt reden wollen, liegt wohl viele, viele Jahrtausende weit zurück in der Vergangenheit. Damals herrschte hierzulande jahraus, jahrein eine winterliche Kälte, es gab keinen milden Frühling und keinen warmen Sommer, sondern es fror und schneite zu jeder Jahreszeit. Die herabgefallenen Schneemassen konnten nicht schmelzen, sondern häuften sich von Jahr zu Jahr; allmählich füllten sie alle Schluchten und Täler aus, stiegen dann langsam an den Hügeln empor, überragten endlich auch diese und nahmen immer weiter zu, bis ihre Dicke nur noch nach Wersten oder Kilometern hätte gemessen werden können.

An und für sich ist der Schnee zwar locker und weich, wenn aber schwerer Druck auf ihm lastet, wird er fest zusammengedrückt. Das können wir nach jedem frischen Schneefall auf den Straßen beobachten, wenn die schweren Schlitten, über den lockeren Schnee dahingleitend, ihn fest andrücken; durch diesen beständigen Druck der Schlittenkufen wird der anfangs lockere Schnee in hartes Eis verwandelt, und so entstehen die Eiskrusten, die alljährlich gegen den Frühling in den Straßen der Städte mit eisernen Brechstangen aufgebrochen werden müssen. Ähnliches ging mit den gewaltigen Schneemassen von ehemals vor sich, denn wenn auch geringe Mengen Schnee nicht eben schwer sind, so ergeben bergeshohe Schneemassen doch ein gewaltiges Gewicht, wodurch die unteren Schichten allmählich in hartes, festes Eis zusammengedrückt werden müssen.

Unser ganzes Land und auch alle unsere Nachbarländer waren also damals von einer ununterbrochenen verstedicken Eiskruste bedeckt, die nach oben hin in lockeren Schnee überging. Darum nennt man diese Zeit die große Eiszeit.

Selbstverständlich konnte während dieser Eiszeit keine Pflanze und kein Tier, geschweige denn ein Mensch hier fortkommen. Niemand hat daher jene Zeit erlebt, niemand hat die seitdem verstrichenen Jahre zählen können, und daß es eine solche Eiszeit gegeben hat, wissen wir nur dank den Forschungen der Gelehrten, die aus mannigfaltigen Kennzeichen den ehemaligen Zustand unserer Heimat zu deuten verstehen. Das ist den Gelehrten besonders deshalb möglich gewesen, weil es ein Land gibt, das heute noch gerade ebenso beschaffen ist, wie unsere Heimat zur Eiszeit war; dieses Land ist Grönland.

Wenn man ein Stück Eis auf eine geneigte Fläche legt, so gleitet es hinab. Auch die ehemaligen Eismassen unserer Heimat lagen auf einer geneigten Fläche, denn mehr als hundert Meilen weit von hier, im Nordwesten, stiegen sie hinan bis in die Gipfel

des hohen Kjölengebirges auf der skandinavischen Halbinsel. Deshalb glitten auch diese Eismassen bergab vom Kjölengebirge südostwärts über unsere Heimat hinweg bis tief nach Rußland hinein. Diese Bewegung ging zwar sehr langsam, aber unaufhaltsam vor sich; sie förderte jährlich vielleicht kaum einige Dutzend Schritte, in Tausenden und aber Tausenden von Jahren aber konnte ein Schneeflöckchen, das hoch oben im Kjölengebirge niedergefallen war, wohl bis in die Steppengebiete Südrußlands gelangen, um dann erst auszuschmelzen, weil es dort wenigstens den Sommer über wärmer war. Solch eine langsam dahingleitende Eismasse nennt man einen Gletscher.

Nur dank ihrer gewaltigen Größe konnten diese Gletscher so weit vordringen, denn die Täler und Höhen, über die ihr Weg sie führte, waren ihnen gegenüber nur unbedeutende Unebenheiten. Infolge des ungeheuren Gewichtes der Eismassen mußte der Untergrund, über den sie langsam hinwegglitten, allmählich in ähnlicher Weise geebnet werden wie etwa ein unebener Sandboden, über den ein schwerer, glatter Klotz hinweggeschleift wird. Nach und nach wurde das ganze lockere Erdreich und alle darin enthaltenen Spuren früheren Tier- und Pflanzenlebens abgeschliffen, das darunter befindliche feste Grundgestein bloßgelegt und geglättet; hervorragende Ecken und Kanten dieses Grundgesteins wurden Stück um Stück losgebrockelt und vom Gletscher davongeführt; diese Gesteinsbrocken wurden aneinander und am Untergrunde zerrieben und zermahlen, bis die kleineren in Grand*), Sand oder Lehm verwandelt waren, während die größeren als getrennte Steine noch weiter fortgeführt wurden.

So ging es Jahr für Jahr, Jahrtausend um Jahrtausend.

Endlich trat eine Änderung ein: es begann ganz allmählich wärmer zu werden, die unabsehbaren Massen von Schnee und Eis fingen an zu schmelzen. Freilich mag es wiederum Tausende von Jahren gedauert haben, bis die letzte Scholle Eis und das letzte Häuflein Schnee dahinschmolz, aber endlich trat dieser Augenblick doch ein. Wie sah nun unser Land aus? Öde und wüst ringsum, kein Baum, kein Strauch, kein lebendes Wesen, soweit man hätte blicken können; der Boden regellos bedeckt mit riesigen Schutthäufen der Grand-, Sand- und Lehmmassen, in die ein Teil des Grundgesteins zerrieben worden war; dazwischen hatten die Schmelzwasser sich Abflugsrinnen gebahnt, und ihr Rest hatte sich in den

*) Grand: niederdeutsches Wort für Kies, grober Kiesand.

Vertiefungen gesammelt; alles aber war dichter oder undichter überstreut und vermengt mit Gesteinsbrocken, die der Gletscher noch nicht ganz hatte zermahlen können. Jene Schutthaufen — das sind die Hügellandschaften unserer Heimat, die oft weniger genau als „Berge“ bezeichnet werden; jene Schmelzwassertümpel zwischen ihnen sind die Anfänge unserer heutigen Seen groß und klein sowie auch der Ostsee; jene Abflusgrinnen sind unsere Bäche, Flüsse und Ströme; jene Gesteinsbrocken endlich sind die bekannten erratischen oder Findlingsblöcke, die in vielen Gegenden unserer Heimat sehr verbreitet sind.

Unser ganzes lockeres Erdreich nebst den von ihm gebildeten Kuppen und Hügeln sowie alle unsere Findlingsblöcke sind also Hunderte von Wersten weit und Tausende von Jahren lang vom ehemaligen Gletschereise dahingeschleift worden, bis sie endlich bei uns liegen blieben. Nach Zusammensetzung, Farbe und sonstiger Beschaffenheit vieler Findlingsblöcke kann man heute noch das Grundgestein bestimmen, von dem sie weit, weit von hier ehemals losgebrochen worden sind.

3. Das Entstehen des Embachs.

f. Fählmann in den „Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat“. Bd. I. Dorpat 1846.

Friedrich Robert Fählmann, geb. 1798 auf dem Gute Hageweid in Estland, Arzt in Dorpat, Präsident der Gelehrten Estnischen Gesellschaft, gest. 1850.

Altwater hatte die Erdscheibe erschaffen und darüber den blauen Himmel gespannt mit den funkelnden Sternen und der strahlenden Sonne. Auf der Erde wuchsen und gediehen Pflanzen, und die Tiere freuten sich ihres Lebens. Aber die Tiere kamen nicht den Geboten des Alten nach, fingen an, einander zu verfolgen und anzuseinden. Da versammelte er sie einmal alle und redete sie so an: „Ich habe euch erschaffen, damit jegliches sich seines Lebens freuen sollte, und ihr fangt an, euch anzuseinden und eins das andere sogar zu fressen. Ich sehe, es tut not, euch einen König zu geben, der euch beherrsche und im Zaum halte. Zu seinem Empfange müßt ihr ihm einen Bach graben, damit er an seinen Ufern sich ergehe; den Bach grabt aber hübsch tief und breit, damit die Kleinen alle in ihm Platz finden mögen, und Mutterbach wird er heißen. Aber die Erde werft nur nicht hier und dort hin, sondern häuft sie zu einem Berge auf, und auf ihm will ich einen schönen Wald wachsen lassen, und hier soll euer König wohnen. Auch

Schluchten und Täler laßt dazwischen, damit er Schutz gegen Wind und Wetter und Sonne daselbst habe. Ich sehe euch hier zahlreich versammelt, ein jeder kennt seine Kräfte, frisch zur Arbeit!“

Da verließ er die Gesellschaft, und alles ging sogleich an die Arbeit. Hase und Fuchs maßten den Lauf aus. Der Hase sprang voran, der Fuchs lief ihm nach, und sein schleppender Schwanz bezeichnete den Lauf des werdenden Embachs. Der Maulwurf zog die erste Furche, der Dachs arbeitete in der Tiefe, der Wolf scharrte, der Bär trug, und die Schwalbe und die übrigen Vögel alle waren tätig.

Als das Flugbett fertig war, kam der Alte, den Bau zu übersehen. Er war mit allem zufrieden. Er lobte jeden Arbeiter: „Maulwurf und Bär, ihr scheint ja am fleißigsten gearbeitet zu haben, so daß ihr über und über schmutzig seid; gut, dieses Schmutzkleid verbleibe euch als Ehrenkleid zum Andenken; du, Wolf, hast mit Schnauze und Füßen brav gearbeitet, du sollst auch schwarze Schnauze und Füße behalten. Aber wo ist der Krebs? Er ist doch sonst ein rühriger Kerl und hat viele Hände. Hat er geschlafen?“

Der Krebs war soeben aus dem Schlamme hervorgekrochen und ärgerte sich, daß der Alte ihn über sah. Er rief in seinem Unmute: „Alter, wo sind deine Augen, daß du mich nicht sahst; du hast sie wohl hinten?“ — „Du Naseweis, war die Antwort; nun, so sollst du von nun an deine Augen hinten haben.“ Als der Alte mit diesem Strafegempel fertig war, sah er einen Stutzer, der von Ast zu Ast flog, sein schönes Kleid in der Sonne erglänzen ließ und sein sorgloses Lied pfiß. „Stutzer Pfingstvogel, rief er ihm zu, hast du sonst nichts zu tun, als dich zu zieren?“ — „Alter, sagte jener, die Arbeit ist schmutzig, und ich kann meinen goldgelben Rock nicht preisgeben und meine silberfarbigen Hosen nicht schwarz machen; was würdest du selbst dazu sagen?“ — „Du Kleidernarr, rief der Alte mürrisch, so sollst du von nun an schwarze Hosen haben und sollst zur Strafe nie deinen Durst aus dem Bach löschen, sondern die Tropfen von den Blättern trinken und sollst dein lustiges Lied nur pfeifen, wenn die andern Geschöpfe sich verkriechen und vor dem herannahenden Wetter schauern.“

Das Flugbett war nun fertig geworden. Der Alte goß aus seiner goldenen Schale das Wasser hinein, belebte es mit seinem Hauche und bestimmte die Richtung seines Laufes.

Das war die Entstehung des Embachs, und dieses trug sich bei seinem Baue zu.

4. Ua und Embach.

U. W. v. Wittorff, Baltische Sagen und Mären. Riga 1859.
Andreas Wilhelm von Wittorff, geb. in Reval 1813, gest. in Wenden 1886.

Die Ua und Embach*) in grauen Zeiten
Täten miteinander streiten
Über die Gauen im Eivenland,
Darauf sie beid' ihr Aug' gewandt.

Kamen endlich die Zwei überein,
Bei blauem Himmel und Sonnenschein
Selbänder durch das Land zu streichen,
Danach sich gütlich zu vergleichen.

Tun sich darauf zu Bett die Nymphen
In einer Herberg' — in Schuh und Strümpfen,
Daß sie morgen bei guter Zeit
Seien zur Wanderung bereit.

Nun war die Ua 'ne feine Dirn',
Rasch wie ein Wiesel, schlank wie 'ne Birn';
Jungfer Embach war träg zum Laufen,
Schwerfällig, tät sich gern verschmaufen.

Hat kaum zum Gegengruß „Gut' Nacht!“
Über die Lippenschwelle gebracht,
Da liegt sie auch schon in tiefen Träumen. —
Was gilt's? Sie wird den Gang versäumen!

Aber kaum blinkt der erste Strahl,
Da wird der Ua ihr Bett zu schmal;
Sie schlüpf't hinaus und — fort ins Weite!
Schön Morgenrot ist ihr Geleite.

Sucht sich nun auf eignen Stegen
Die schönsten Ufer allerwegen;
Muß Städt' und Berge all' besehn,
Will sich mit Lust durchs Land ergeh'n.

*) Embach ist die ältere, niederdeutsche Form des Flußnamens, welche selbst nur eine halbe Uebersetzung der estnischen Benennung Emmajöggi, „Mutterbach“, war.

Was ist die Gegend doch so hold:
Thoreida, Kremon und Segewold!
Sie kann's nicht lassen, nach Berg und Auen
Wieder und wieder sich umzuschauen.

Nun kommt — bei hellem Tagescheine —
Jungfer Embeck auch auf die Beine;
Sie guckt sich um — du liebe Zeit!
Die Aa war sieben Meilen weit!

Da schleicht verdrossen, mit Schimpf und Schand',
Die faule Dirne aus dem Land,
Grad' zu, weiß selbst nicht, wohin sie geh' —
Patsch! Da liegt sie im Wirzjärw=See!

5. Der Peipussee.

H. Jannsen, Märchen und Sagen des estnischen Volkes. Riga 1888.

Harry Jannsen, geb. 1851 in Dorpat, lebt als Jenfor in Reval.

Vorzeiten herrschte einmal bei uns zu Lande ein mächtiger und ruhmvoller König mit Namen Karkus. Damals hausten noch grimme Bären und Ure in den dichten Wäldern, Elentiere und wilde Pferde durchbrachen schnellfüßig das Gestrüpp. Noch waren aus fernen Landen weder Kaufherren auf ihren Schiffen, noch Kriegsheere mit scharfen Schwertern zu uns gekommen, um das Kreuz des Christengottes aufzurichten, und noch lebte das Volk in voller Freiheit.

Das Haus des Königs Karkus war aus kösslichen, funkelnden Steinen erbaut und leuchtete fern hinaus wie Gold in der Sonne. Des Königs Schloß lag vor dem heiligen Hain, wo drei gute weiße und drei schwarze böse Götter wohnten. Allda lebte der König mit seinem Hofgesinde. Die Feinde fürchteten ihn sehr, sein eigenes Volk aber liebte ihn wie einen leiblichen Vater.

Ogleich der König Gold und Ehre die Fülle besaß, fehlte ihm doch etwas an seinem vollen Glücke, denn sein Weib hatte ihm kein Kind geschenkt. Da gelobte er den weißen Göttern unermessliche Opfer, wenn sie sein Gebet erhörten und seinen Wunsch erfüllten. Und siehe, nach sieben Jahren ging sein Gebet in Erfüllung. Die Königin gebar ihm ein Kinderpaar, einen Knaben, so rasch und flug wie der Vater, und ein Töchterchen mit goldenem Haar und Augen wie die blauen Primeln, das schon in der Wiege der Mutter entgegenlächelte. Voll Freuden gab der König den

weißen Göttern große Opfer nach seinem Gelöbniß. Die schwarzen Götter aber, die sich auch aller Ehren wert hielten, ergrimten in ihrem Herzen, weil der König sie so verachtet hatte. Darum gingen sie hin zum Geist des Todes und reizten ihn, den Königsohn mit seinen bösen Blicken anzuschauen und zu verderben.

Indessen gedieh der Knabe zusehends und ward die Freude seiner Eltern. Wie er aber schon die ersten Worte lassen konnte, da traf ihn der böse Blick des Todes. Von Stund' an welkte er hin und mußte endlich sterben. Sein Schwesterchen aber, mit Namen Rannapuura, blieb am Leben und blühte wie ein Röschen auf, zur Freude ihrer Eltern, deren einziges Kind sie jetzt war.

Aber der Haß der Bösen war von dieser halben Rache nicht gesättigt. Darum wußten sie es anzustellen, daß die Königstochter, als sie sieben Jahre alt geworden, in die Gewalt der bösen Hege Peipa fiel. Die Hege führte Rannapuura mit sich fort in ihr schreckliches Haus, das in Ingermanland unter einem hohen Bergrücken mitten in einem Felsen lag. An diesem schrecklichen Orte mußte das arme Königskind zehn Jahre seines Lebens vertrauern. Wie hart ihm aber auch sein Leben unter der rauhen Hand der Hege war, so gedieh es doch und wuchs auf, bis es zur Jungfrau gereift war. Da sah man auf der ganzen Welt keine, die so schön gewesen wäre wie Rannapuura. Wie die Morgenröthe in der Frühe des Tages tief an den Grenzen des Himmels rötlich erglänzt und ein heiteres Wetter verkündet, so strahlte ihr sanftes Gesicht in stiller Ruhe, und aus ihren Augen konnte man merken, daß sie eines Engels Herz in der Brust trug.

Der König wußte wohl, wo seine Tochter gefangen saß; das hatte ihm ein guter Geist verkündet. Aber wie mächtig er auch war, konnte er doch nichts gegen die List und Bosheit der Peipa ausrichten. So gab er schon die Hoffnung auf, seine Tochter aus dem Ort ihrer Qual zu befreien. Endlich erbarmten sich die weißen Götter des Königskindes und seiner Eltern, denn der König flehte sie gar beweglich an und brachte ihnen reichliche Opfer. Aber auch die Götter wagten es nicht, gegen die mächtige Peipa offen auszugehen. Darum versuchten sie es mit List. Sie sandten heimlich eine Taube, die im himmlischen Dienste stand, zu Rannapuura mit einem Silberkamm, einer Hechel, einem großen Apfel und einem schneeweißen Linnen und ließen ihr sagen: „Hebe die vier Gaben der weißen Götter wohl auf und fliehe aus deinem Kerker, sobald du nur kannst! Wenn dich aber die Peipa verfolgt, so rufe die weißen Götter an und wirf zuerst den Kamm hinter dich; wenn das

nicht hilft, so laß die Hechel fallen, achtet sie aber auch dessen nicht und bleibt dir auf der Ferse, so wirf den Apfel und endlich das Einnen hinter dich. Merke auch wohl auf beim Werfen, daß du die Gaben nicht vertauschest!“

Rannapuura gelobte der Taube, alles zu behalten, was sie tun sollte, dankte den weißen Göttern und sandte die Taube heim.

Als die Peipa am ersten Dienstag nach Neumond um die Mitternachtsstunde rittlings auf einen alten Besen sprang, wie es die Heger in Ingermanland und bei uns alljährlich am dritten, sechsten, neunten und zwölften Neumond zu tun pflegen, und so von Hause stob, schlüpfte die Jungfrau früh vor dem Morgenrot aus ihrer Kammer und nahm die vier Gaben der Götter mit sich auf den Weg. Sie lief gerade den Weg nach ihres Vaters Schlosse vorwärts, so schnell sie konnte. Zu Mittag, als sie schon ein gut Stück Weges gegangen war und einmal umblickte, sah sie mit Schrecken, daß die Heze Peipa ihr nachsehte. In der Rechten schwang sie drohend die eiserne Rute und ritt auf einem ungeheuren Hahn, der dem Königskinde bald auf der Ferse war. Da rief es laut die weißen Götter an und warf den Silberkamm hinter sich. Augenblicklich ward aus dem Kamm ein brausender Strom, tief und breit und viele Meilen lang. Peipa schielte zornig der fliehenden nach, die auf dem jenseitigen Ufer des Stromes leichten Fußes weitereilte und sie weit hinter sich zurückließ. Aber nach einer Weile fand die Heze eine Furt durchs Wasser, eilte hinüber und war bald wieder hinter der Jungfrau her. Nun ließ Rannapuura die Hechel fallen, und siehe, daraus wuchs ein Wald, so dicht und hoch, daß auch die Heze auf ihrem Höllenroß nicht gerade hindurch konnte und also einen ganzen Tag um den Wald herum reiten mußte.

Zwei Nächte und einen Tag war die arme Königstochter schon gewandert und hatte noch keinen Bissen Brot genossen und kein Stündchen geschlummert. Da ging es mit ihrer Kraft zu Ende, und schon war ihr am zweiten Tage die Heze dicht auf der Ferse, als sie in ihrer Not den Apfel niederwarf. Darauf stieg ein unermesslich hoher Granitberg auf. Ein schmaler Pfad, wie von einer Schlange gezogen, wand sich bis an seinen Gipfel hinauf und wies der Heze den Weg. Bevor sie aber drüben anlangte, war wieder ein Tag vergangen. Doch die Königstochter war nur eine kurze Strecke weitergekommen, denn der Schlaf hatte ihr müdes Auge geschlossen, und als sie wieder erwachte und schon von fern das Schloß ihrer Eltern erblickte, da war ihr auch die Heze schon so nah, daß sie nimmer zu entinnen vermeinte. Voller Angst warf

sie eilig das Einnen hinter sich zu Boden. Breit fiel es hin, fing an zu rauschen und schwoh auf zu einem mächtigen See, dessen schäumende Wogen die Heze wild bedrängten. Ein brausender Sturm warf Wasser und Gischt der Heze ins Angesicht; ihre Bosheit konnte sie nicht retten und auch nicht ihr Roß, der Höllenhahn. Wohl streckte er den Hals hoch aus dem Wasser, riß den Schnabel auf und schlug die Flut mit seinen Flügeln, doch es half ihm nichts, er mußte elendiglich ertrinken. Peipa aber rief mit Flüchen alle Höllengeister zu Hilfe, doch keiner von ihnen erschien, und heulend sank sie in die Tiefe.

Dort unten tobt sie noch heute in Qualen und Schmerzen. Hechte und andere schreckliche Tiere der Tiefe nagen an ihr und peinigen sie ohne Ende. Sie schlägt mit Händen und Füßen um sich und reckt und streckt die Glieder in ihrer großen Not. Daher kommt es, daß der See, der heute nach ihr der Peipus heißt, immer Wellen schlägt und stürmende Wogen wälzt.

Rannapuura gelangte glücklich in ihres Vaters Schloß und ward bald darauf eines Königssohnes Gemahlin. Aber des Königs Namen trägt heute noch die Kirche zu Karkus, und nach Rannapuura ist das Gut Rannapungern genannt, das nördlich am Peipus auf der Grenze zwischen Livland und Estland liegt. Der Fluß, der aus dem Silberkamm entstand, ist der Pliha-Fluß mit seinem glänzenden Wasser. Wer ihn heute kennt, begreift wohl seine Entstehung. Graden Lauf mag er nicht nehmen; er springt nach rechts und links auf und ab wie die Zinken an einem Doppelfamm, ergießt sich in die Narowa und fällt mit ihr vereint ins Meer. Auch der Hechelwald hat lange gestanden, bis vor zweihundert Jahren die Schweden mit den Polen ins Land kamen und Krieg führten. Die Polen verbargen sich im Walde, aber die Schweden zündeten ihn an und brannten ihn nieder. Der Berg aber, der aus dem Apfel der Königstochter aufwuchs, steht heute noch; nur sein Granit ist in Bruchstein verwandelt.

6. Koit und Ammarik.

(Morgenrot und Abendrot.)

S. Fählmann in den „Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat“. Bd. I. Dorpat 1846.

Vgl. Nr. 3.

Kennst du die Leuchte in Altvaters Hallen? Soeben ist sie zur Ruhe gegangen, und da, wo sie erlischt, glänzt der Widerschein noch am Himmel, und schon zieht sich der Lichtstreif hinüber nach

Osten, wo sie sogleich in voller Pracht wieder die ganze Schöpfung begrüßen soll. Kennst du die Hand, die die Sonne empfängt und zur Ruhe bringt, wenn sie ihren Lauf vollbracht hat? Kennst du die Hand, die die erlöschene wieder ansacht und ihren neuen Lauf am Himmel beginnen läßt?

Altvater hatte zwei treue Diener aus dem Geschlecht, dem ewige Jugend verliehen war, und als die Leuchte am ersten Abend ihren Lauf vollbracht hatte, sagte er zu Ammarif: „Deiner Sorgfalt, Töchterchen, vertraue ich die sinkende Sonne an. Lösche sie aus und verbirg das Feuer, daß kein Schade geschieht.“ Und als am andern Morgen die Sonne wieder ihren neuen Lauf beginnen sollte, sagte er zu Koit: „Dein Amt, Söhnchen, sei, die Leuchte anzuzünden und zum neuen Lauf vorzubereiten.“ Treulich übten beide ihre Pflichten, und keinen Tag fehlte die Leuchte am Himmelsbogen, und wenn sie im Winter am Rande des Himmels hingehet, erlischt sie früher am Abend und beginnt später am Morgen ihren Lauf; und wenn sie im Frühling die Blumen und den Gesang erweckt und im Sommer die Früchte mit ihren heißen Strahlen zur Reife bringt, so ist ihr nur eine kurze Ruhezeit vergönnt, und Ammarif übergibt die erlöschende unmittelbar der Hand des Koit, der sie sogleich wieder zu neuem Leben ansacht.

Jene schöne Zeit war nun gekommen, wo die Blumen erblühen und duften, und Vögel und Menschen erfüllten den Raum unter Amarinens Zelt mit Liedern — da sahen beide sich zu tief in die braunen Augen, und als die verlöschende Sonne aus ihrer Hand in die seinige ging, wurden die Hände gegenseitig auch gedrückt, und auch beider Lippen berührten sich.

Aber ein Auge, das nimmer sich schließt, hatte bemerkt, was zur Zeit der stillen Mitternacht im Verborgenen vorging, und andern Tages rief der Alte beide vor sich und sagte: „Ich bin zufrieden mit der Verwaltung eures Amtes und wünsche, daß ihr ganz glücklich werden möget. So habet denn einander und verwaltet euer Amt hinfort als Mann und Weib.“

Und beide entgegneten aus einem Munde: „Alter, störe unsre Freude nicht. Laß uns ewig Braut und Bräutigam bleiben, denn im bräutlichen Stande haben wir unser Glück gefunden, wo die Liebe immer jung und neu ist.“

Und der Alte gewährte ihre Bitte und segnete ihren Entschluß. Nur einmal im Jahr, auf vier Wochen, kommen beide zur Mitternachtszeit zusammen, und wenn Ammarif die erlöschende Sonne

in die Hand des Geliebten legt, folgt darauf ein Händedruck und ein Kuß, und die Wange Ammariks erröthet und spiegelt sich rosenrot ab am Himmel, bis Koit die Leuchte wieder entzündet und der gelbe Schein am Himmel die neu aufgehende Sonne ankündigt. Der Alte schmückt noch immer zur Feier der Zusammenkunft die Fluren mit den schönsten Blumen, und die Nachtigallen rufen der am Busen Koits zu lange weilenden Ammarik scherzend zu: „Laisf tüdruk, laisf tüdruk! õpif!“*)

7. Spinne und Ameise.

Estnisches Märchen, mitgeteilt von Ed. Pabst im „Inland“ 1858.
Christian Eduard Pabst, geb. 1815 in Bremen, gest. 1882 in Reval, hervorragender baltischer Geschichtsforscher.

Hirten hatten ein Ameisennest verbrannt, weil die Ameise sie immer sehr scharf biß. Die Ameise war damit nicht zufrieden und hatte doch nicht so viel Kraft, die Hirten dafür zu schlagen, daß sie ihr Nest verbrannt hatten. Sie ging darauf mit diesem Ärger zu Gott hin und klagte heftig über die Hirten, daß die Hirten alle Tage auf der Hütung sehr viele Brotkrümchen auf die Erde verspülten; aber von der Verbrennung ihres Nestes durfte sie Gott nichts sagen, dieweil sie selber zuerst die Hirten angerührt hatte. Gott sprach: „Das kann zwar also sein; aber du hast keinen Zeugen, welcher die Wahrheit aussagen könnte. Geh und hole deinen Zeugen!“

Sie kam mit der Spinne zusammen und sagte flugs zu ihr: „Komm jetzt, Bruder, als mein Zeuge! Denn ich gehe wider die Hirten vor Gericht.“ Die Spinne fragte noch: „Was für einen Streit habt ihr da?“ Aber die Ameise sagte der Spinne nichts von ihrem Streit, sondern sprach also zur Spinne auf ihre Frage: „Du sollst kommen! Gott selber hat dir schon diesen Befehl gegeben.“

Als sie vor Gott kamen, da fragte Gott die Spinne: „Hast du das auch gesehen? — Die Hirten sollen täglich Brotkrümchen auf die Erde verspülten!“ Die Spinne antwortete: „Daran sind die Hirten nicht schuld! Sie haben nirgends eine Stätte, wo sie friedsam sich satt essen könnten, auch keinen Brottisch, auf welchem sie das

*) Eine Nachahmung des Nachtigallengesanges. Wörtlich: „Säumiges Mädchen, säumiges Mädchen! die Nacht wird zu lang“. Öpif: Nachtigall, eigentlich: Die Nacht lang.

Brot brechen könnten.“ Gott sprach: „Das ist ganz richtig, was du da zeugest! Aber du, Ameise, wirst zum Lügner, weil du deinen Nächsten ohne Ursache hassst!“ Er schlug die Ameise mit einem Stock auf den Rücken und warf sie vom Himmel hinunter, also daß sie mittendurch in zwei Hälften zerfiel. Aber die Spinne ließ er an einem Seile vom Himmel hernieder, dieweil sie die Wahrheit gesprochen. Darum dient der Spinne bis zum heutigen Tage immer ihr Gespinnst zum Seile, daß sie nach jeder Seite hin aufwärtsgehen und sich niederlassen kann. Aber die Ameise ist immer in zwei Teilen, so wie sie vom Himmel herniederfallend geworden war, in der Mitte dünn, der Kopf und das Hinterteil dick.

8. Spinne und Fliege.

Fettisches Märchen, mitgeteilt von Max Boehm in „Dähnhardt-Naturfagen“. Bd. I. Leipzig 1907.

Max Boehm, geb. 1859 in Wenden, lebt als Gymnasialprofessor in Gebweiler i. E.

In alten Zeiten gab es auf Erden nur einen König; dem waren nicht nur die Menschen, sondern auch alle Tiere untertan. Damals hatte man noch kein Feuer und mußte nach Sonnenuntergang im Dunkeln weilen und frieren. Man wußte wohl, daß in den Tiefen der Hölle Feuer sei, aber niemand wagte, es von dort zu holen. Da versprach der König, daß der, der ihm Feuer aus der Hölle schaffen würde, mit seinen Kindern und Kindeskindern für ewige Zeiten umsonst an allen Tischen sollte essen dürfen, und niemand dürfe es ihm wehren. Nun versuchten es viele, das Feuer zu erlangen, fanden aber alle dabei ihren Tod. Zuletzt ließ sich die Spinne an ihrem Faden hinab, und es gelang ihr, einen Brand zu entwenden und wieder die Oberwelt zu erreichen. Dort schlief sie ermüdet ein. Die Fliege, durch den Geruch aufmerksam gemacht, stahl der Schläferin das Feuer, brachte es dem König und erhielt urkundlich den verheißenen Lohn. Die Spinne suchte nach ihrem Erwachen umsonst das Feuer, niemand wollte ihr glauben, daß sie es aus der Hölle gebracht hatte, und auch der König wies sie ab, da sie ihre Behauptung nicht beweisen konnte. Zuletzt versammelte sie alle Spinnen und forderte sie, da sie allesamt in ihr bestohlen und betrogen seien, zu gemeinsamer Rache an dem ganzen fliegengeschlechte auf. Sie beschlossen, Netze zu spinnen, in ihnen alle Fliegen zu fangen und jeder, die sie erwischen würden, den Kopf abzubeißen. Das tun sie bis zum heutigen Tage, aber die Fliegen haben das Recht, an allen Herrentischen zu essen.

9. Hahn und Birkhahn.

Schwedische Sage, mitgeteilt in: K. Rußwurm, Sagen aus Hapsal, der Wief, Osel und Rund. Reval 1861.

Karl Friedrich Wilhelm Rußwurm, geb. 1812 in Rakeburg (Mecklenburg), Inspektor der Kreisschule zu Hapsal, gest. in Reval 1883, baltischer Geschichtsforscher.

Zwischen Hahn und Birkhahn entstand ein Streit, wer das Recht haben sollte, bei den Menschen zu wohnen und von ihnen gepflegt zu werden. Da sie auf friedlichem Wege nicht übereinkommen konnten, wurde ein Wettkampf angestellt, der auch in Gegenwart vieler Vögel und Menschen stattfand. Der Birkhahn, als der stärkere, hatte bald den Hahn zu Boden geworfen und betrachtete sich schon als Sieger, als der Hahn rief: „Ei, Birkhahn, schämst du dich nicht? Dir sind ja die Hosen ganz auf die Füße gefallen!“ Beschämt sah der Birkhahn auf seine Füße, diesen Augenblick aber benutzte sein kluger Gegner, schwang sich mit lautem Krähen und lebhaftem Flügelschlag auf den Rücken des erschreckten Birkhahns, dem er mit Schnabel und Sporen so zusetzte, daß dieser sich zitternd auf Gnade und Ungnade ergab und auf den Aufenthalt bei den Menschen verzichtete.

10. Die Hundsköpfe.

V. v. Andrejanoff, Lettische Märchen. Leipzig, Reclam.

Viktor von Andrejanoff, geb. in Koslow 1857, lebte als Dichter in Riga, gest. in Berlin 1895.

Es wohnten einmal in irgend einer Waldgegend Hundsköpfe*) und Menschen nahe beieinander. Die ersteren waren Jäger, die letzteren Ackerbauer. Einst fingen die Hundsköpfe ein junges Mädchen, welches aus einer entfernten Gegend stammte und sich im Walde verirrt hatte. Sie brachten dasselbe nach Hause und fütterten es lange Zeit mit Aufkernen und süßer Milch. Dann und wann aber stachen sie eine Nadel in des Mädchens Oberarm, um zu sehen, ob dasselbe schon fett genug wäre. Das hervorsickernde Blut aber leckten sie gierig ab, so wie ein Bär Honig zu lecken pflegt. Endlich glaubten sie, daß ihr Opfer zur Genüge aufgemästet sei. Sie freuten sich darob sehr, trugen ihrer Mutter auf, das Mädchen zu braten, und begaben sich zur Jagd. Im Bratofen aber brannte schon seit drei Tagen ein mächtiges Feuer. Weil aber kein schaufelartiges Werkzeug vorhanden war, auf dem sie das Mädchen hätte in den Ofen schieben können, schickte die Alte dasselbe in die nächstbelegene

*) lett. sumpurni, estn. koerakoonud, wörtlich beides „Hundeschnauzen“.

Hütte der Menschen nach einer großen Schaufel. Das Mädchen, welches nichts Böses ahnte, tat wie geheißten. Aber die Frau, von der es eine Schaufel erbat, durchschaute den ganzen Plan und gab dem armen Ding einige gute Ratschläge.

Als nun die Mutter der Hundsköpfe verlangte, das Mädchen solle sich auf die Schaufel legen, tat es das so ungeschickt, daß es unmöglich in die Öffnung des Ofens hineingeschoben werden konnte. Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen wurde die Alte ungeduldig und begann zu schimpfen und zu fluchen. Da sagte das Mädchen: „Warum zankst du so? Das schadet deiner Gesundheit. Zeige mir lieber, wie man sich regelrecht auf die Schaufel legen muß, und ich werde es dir genau nachmachen.“

Das leuchtete der Alten ein; sie legte sich mit dem Rufe: „Nun merk aber auf!“ der Länge nach hin — und im Nu hatte das Mädchen sie in den glühenden Ofen geschoben und die eiserne Tür desselben verriegelt. Dann zog sie ihre Pasteln (Sandalen) verkehrt an, so daß die Spitze am Hacken des Fußes saß, und entfloh.

Als die Hundsköpfe heimgekehrt, machten sie sich sofort an den Ofen, zogen den vermeintlichen Mädchenbraten heraus und begannen, ihn zu verzehren; aber er wollte ihnen gar nicht recht munden, so daß sie die Überreste genau zu betrachten anfangen und dabei einen Edelstein fanden, den ihre Mutter in einem Goldreif am Finger getragen hatte. Nun ging ihnen ein Licht auf, und fluchend und wetternd begaben sie sich auf die Suche nach der Entflohenen. Diese war bis zu einem breiten Flusse gelaufen, den sie nicht überschreiten konnte. Als das Bellen und Heulen der nahenden Hundsköpfe an ihr Ohr schlug, erkletterte sie schnell einen hohen Baum, dessen dichtes Laub sie ganz einhüllte. Die Hundsköpfe blieben unschlüssig am Ufer stehen und wußten nicht, was sie weiter beginnen sollten. Da sahen sie plötzlich der Gesuchten Bild im Wasser. Ein Windhauch hatte die Blätter etwas auseinander geweht, so daß des Mädchens Gesicht hervorschaute und sich im Flusse abspiegelte. In blinder Wut begannen die Verfolger nun, das Wasser aufzulecken; sie leckten und leckten — bis sie plakten. Das Mädchen aber war nun für immer vor ihnen sicher.

11. Lettische Rätsel.

A. Bonus, Rätsel. München 1907.

Mit fünf Balken baut man den Stall,
Alle fünfse bleiben übrig.

Einst schaute ich gen Himmel;
Jetzt muß ich mich am Boden schleppen.
Gefen.

Sieht aus wie ein Knaul
Und ist kein Knaul,
Sieht aus wie eine Klette
Und ist keine Klette.

Geht

Wer geht durch alle Lande,
Bleibt doch, wo er ist?

Wagt

Allen lieb und wohlgefällig,
Wird von keinem angesehen.

Sonne.

Es bellt wie ein Hund,
Brüllt wie ein Ochse,
Singt wie eine Nachtigall.
Solange es auch ruft, hat es doch keinen Mund.

Stoß

Zu Hause trage ich schwarze Kleider,
Die Leute ziehen mich rot an.

Krebs.

Wo der Bär geht, fallen ihm Haare aus.

Heubinder.

Blaue Wiese, weiße Kühe,
Zwei Hirten.
Der eine silbern, der andere golden.

Himmel.

Die Last wird müde,
Der Lastträger nicht!

Stuhl.

Vor langen Jahren fertig,
Nur grad eben erst gemacht.

Zeit.

Zwei Schwestern wickeln sich in dieselbe Decke,
Die eine steht auf, die andere legt sich nieder.

Tag und Nacht.

Eine dünne, lange Jungfer;
Sie spuckt weit.

Stinte.

Nicht raschelt es,
Nicht trappelt es,
Wenn's am Fenster steht
Und guten Morgen sagt.

4φηηαδ10111

12. Der kleine Thomas.

K. Rußwurm, Sagen aus Hapsal, der Wieß, Ofel und Runö. Reval 1861.
Vgl. Nr. 9.

Der Teufel hat einen kleinen Sohn, Thomas, der oft mit ihm in aller Freundlichkeit verkehrt und die Welt durchzieht, sehr häufig aber auch mit ihm in Streit gerät und ihn zu necken oder anzuführen sucht.

Einst machte er mit seinem Vater eine Wette, daß er tiefer in die Erde springen könne als jener. Er hatte aber vorher in die Erde eine kleine Grube gemacht, sie mit Moos und etwas Erde gefüllt und sank natürlich tiefer in die Erde als der Alte, der deshalb die Wette bezahlen mußte.

Einst trug ihm der alte Teufel auf, Nahrung herbeizuschaffen. Thomas verwandelte sich in einen Vogel, setzte sich auf den Ast eines Baumes an einem Felde, auf welchem eine Magd mit zwei Kühen pflügte. Dann rief er ihr laut mit menschlicher Stimme zu: „Deine kleine Kuh wird die große auffressen!“ Erschrocken lief sie davon und verkündigte zu Hause, was der Vogel gesprochen. Unterdes spannte Thomas die eine Kuh ab und brachte sie seinem Vater; vorher aber hatte er ihr den Schwanz ausgerissen und ihn der andern Kuh vorgeworfen. Als die Bauern aufs Feld kamen, sahen sie voll Verwunderung, daß wirklich die kleine Kuh die größere bis auf den Schwanz verzehrt, aber nicht um ein Haar zugenommen habe. Nachdenklich und in Erinnerung an Pharaos Träume ein schlechtes Jahr erwartend, zogen sie sich in ihre Häuser zurück. Thomas aber und sein Vater schmausten lustig von dem Geraubten.

Einmal setzte sich der Teufel mit Thomas auf einen Wagen. Da das Pferd den schwerer gewordenen Wagen nicht gut ziehen konnte, peitschte es der Bauer und rief einmal über das andere: „Teufel, (kurrad)!“ Thomas stieß seinen Vater an und sagte: „Hör', er ruft dich!“ Der Bauer, der eine Stimme hörte, aber nicht verstand und niemand sah, fragte: „Was Teufel redest

du (mis kurrad sa rägid)?" — „Siehst du, sagte Thomas, er hat dich erkannt und wird gleich mit der Peitsche über uns herfahren, da wir uns ohne Erlaubnis auf seinen Wagen gesetzt haben.“ Erschrocken machte der Teufel, daß er fortkam; Thomas aber ließ sich ganz ruhig noch weiter fahren.

13. Iffiteggi.

K. Rußwurm, Sagen aus Hapsal, der Wieß, Osel und Runds. Reval 1861.
Vgl. Nr. 9.

Der Rienkerl*) in Großenhof auf Dagö war ein kluger und geschickter Mann, der die Kunst verstand, aus Zinn Knöpfe und allerlei Figuren zu gießen. Als er einmal abends beim Rienosen Knöpfe gegossen hatte, trat der Teufel zu ihm und fragte: „Was machst du da, Mann?“ Der Rienkerl grüßte ihn und sprach: „Ich gieße Augen.“ Der Teufel sah die glänzenden und blinkenden Knöpfe an und fragte: „Kannst du mir nicht auch neue Augen gießen? Meine alten Augen sind schon so schwach, daß ich damit nicht mehr über drei Königreiche wegblicken kann, während ich sonst über neun Welten sehen konnte.“ — „Warum nicht?“ erwiderte der Mann, „komm nur morgen abend wieder; jetzt eben habe ich nicht genug von dem Augenwasser bei der Hand.“ Der Teufel ging, aber versprach wiederzukommen.

Am andern Abende — es war am Tage vor Neujahr, an welchem man aus Zinn Glück zu gießen pflegt — hatte der Rienkerl sich mit einer hinlänglichen Menge von Zinn versorgt, und als nun der Teufel erschien, fragte er ihn, ob er große oder kleine Augen haben wolle. „Natürlich recht große! war die Antwort; um so besser werde ich dann sehen können.“ Der Rienkerl legte daher ein Pfund Zinn in die große Kelle, die ihm als Schmelztiegel diente. Dann wandte er sich zum Teufel und sprach: „Wenn dir Augen gegossen werden sollen, so mußt du die Augen öffnen, aber ganz stille halten. Daher ist es notwendig, daß ich dich an einen Balken festbinde, damit du nicht zuckst.“ Der Teufel ließ es sich gefallen und wurde mit einem starken Stricke an einen Balken, der zu einer Mühlenwelle bestimmt war, fest angebunden. Unterdessen fragte er den Rienkerl, wie er heiße: „Issi (d. i. Selber) heiße ich!“ war die Antwort, mit der der Teufel zufrieden war.

*) Riege oder Rie: niederdeutsches Lehnwort aus dem Slavischen und Lettischen.

Nachdem das Zinn sich aufgelöst hatte, rief der Rienkerl dem Teufel zu: „Halt nun stille und mache die Augen weit auf, denn nun werde ich gießen!“ Der Teufel riß die Augen so weit auf wie möglich, um neue, recht große Augen zu bekommen, und der Rienkerl goß ihm das glühende Metall schnell erst in das eine, dann in das andere Auge. Vor Schmerz brüllte der Teufel laut, sprang mit dem Balken auf und wollte den betrügerischen Augengießer packen, um ihm den Hals umzudrehen. Dieser aber wich dem blinden Feinde geschickt aus, und so lief denn der Teufel mit dem Balken auf dem Rücken fort. Sein gräßliches Geheul lockte die andern Teufel herbei, und mitleidig fragten sie ihn: „Was schreiest du so? Wer hat dir etwas getan?“ — „Jssi teggi (d. i. Selber getan)!“ schrie der Teufel wiederholt in wütendem Schmerze. Da lachten sie und sagten: „Hast du es selber getan, so trage den Schaden selber!“ Nachdem der Teufel unter entsetzlichem Gebrüll zehn Werst weit gelaufen, stürzte er tot nieder, und noch jetzt zeigt man die Stelle und die Überreste des Balkens in einem Moraste zehn Werst von Großenhof.

Der Teufel starb mit allen neuen Augen. Von nun an gab es keinen Teufel. Der Rienkerl schickte seinen Hund, den Teufel zu begraben. Der Hund vermochte es nicht und nahm den Fuchs zu Hilfe. Beide vermochten es noch nicht und nahmen noch die Rahe zu Hilfe. Sie erkannten aber, daß dies noch nichts helfe, der Leichnam zerdrückte nur die Rahe und den Fuchs. Daher nahm der Hund den Wolf zu Hilfe. Sie begruben den Teufel in dem Misthaufen eines weißen Pferdes, dann feierten sie seine Beerdigung. Dabei fragten sie die Rahe und den Fuchs; der Hund pfiß, der Wolf tanzte.

14. Die Entstehung der Hasenscharte.

H. Neus im „Inland“ 1854.

Alexander Heinrich Neus, geb. 1796 in Reval, Forscher auf dem Gebiet der estnischen Volkskunde, gest. in Reval 1876.

Die Menschen hatten einmal eine große Jagd angestellt und verfolgten die armen Hasen auf das hitzigste. Diese flohen erschrocken und bebend vor den lärmenden Jägern und Hunden, und als sie zuletzt in ihrer äußersten Not keinen Ausweg mehr sahen, keine Rettung mehr hoffen konnten, verzweifelten sie an sich selber und faßten den schweren Entschluß, sich das Leben zu nehmen. In diesem Augenblick stießen sie aber auf eine Herde Schafe, und die Schafe entsetzten sich vor ihnen und entflohen hastig unbeholfen in

enggedrängter Schar wie ein dichtes Schneegestöber vor dem Wintersturm. Da mußten die Hasen von ganzem Herzen lachen, so hart und gewaltsam, daß an ihrer Lippe sich die bekannte Hasenscharte bildete. Und sie sprachen zueinander: „Warum sollen wir uns das Leben nehmen, da noch jemand auf der Welt ist, der sich vor uns fürchtet?“

15. Kalewipoeg.

Nach G. Schüdlöffel im „Inland“ 1836.

Gustav Heinrich Schüdlöffel, geb. in Estland 1798, Pastor in Jegeleht, gest. 1859.

Kalewipoeg, Kalews Sohn, oder auch schlechthin Kalew, war ein gewaltiger Riese der Esten, gigantisch von Körperbau und von überaus großer Stärke. Er lebte nach der Sage zu der Zeit, als die Ritter sich im Lande festsetzten, und flößte ihnen großen Schrecken ein. Drei kühne und gewaltige Ritter (raud mehhed, Eisenmänner, in der Sprache des Volkes) forderten ihn zum Kampfe auf Leben und Tod. Allen dreien vereint sich entgegenzustellen, fand er nicht gut; er zog sich also, sie nach sich lockend, zurück. Die Ritter verfolgten den Zurückweichenden, jedoch einzeln, wie es scheint, jeder so schnell er vermochte. Als die Ritter in der Hitze des Verfolgens sich hinlänglich einer von dem andern entfernt hatten, hielt Kalews Sohn stand und begann den Kampf mit dem ihm zunächst nachfolgenden, dem stärksten der drei Ritter. Nach einiger Anstrengung erfaßte er diesen bei den Schultern, hob ihn in die Höhe und stampfte ihn so gewaltig gegen die Erde, daß der Ritter bis an die Kniee in den Boden einsank, worauf es dann nur noch eines Seitenstoßes bedurfte, um ihm die Beine zu zerbrechen.

Nachdem der erste Gegner überwunden worden, ward auch der zweite bald ergriffen und bis zum Halse in die Erde gestampft, worauf ihm durch einen Stoß mit dem Fuße der Hals gebrochen ward. Der dritte Ritter aber, vermutlich der schwächste Gegner, ward so tief in die Erde geschleudert, daß sein Kopf etliche Fuß unter die Oberfläche der Erde sank.

Zu einem Mittagmahle krebste der Kalewida, indem er ein totes Pferd an einer von ihm entwurzelten Gräne*) befestigte, und gewann in kurzer Zeit mehrere tausend Krebse.

Bei Saadjärw, in der Nähe von Dorpat, bestand er mit zwei Riesen einen Wettkampf. Es galt nämlich, Granitsteine von an-

*) Gräne haben wir aus dem Schwedischen übernommen.

sehnlicher Größe über den ungefähr sieben Werst langen See zu werfen. Der erste Wettkämpfer vermochte seinen Stein bis zur Hälfte der Strecke zu werfen. Auch der Stein des zweiten Wettkämpfers fiel in den See, aber nahe dem jenseitigen Ufer. Kalewipoeg aber warf seinen Stein mehrere hundert Schritt über den See hinaus. Die Überwundenen mußten die Wette bezahlen; darum fordern sie von allen, die über den See fahren, ein Geldstück.

Im St. Katharinenischen Kirchspiel hatte er einige Zeit seinen Wohnsitz. Als er sich einst über die Menschen jener Gegend ärgerte, beschloß er, ihr Land zu verderben. Ein großer Morast in diesem Kirchspiel soll vormals Ackerland gewesen sein; Kalewipoeg pflügte es in einem Vormittage mit seinem Riesenrosse um und verfluchte aus Rache gegen die Bewohner das Land, daß es hinfort niemals beackert werden, auch kein Gras mehr tragen sollte. Als er mit der Arbeit fertig war, ließ er sein Roß grasen, band ihm aber die Vorderfüße zusammen, damit es sich nicht verlaufe; er selbst legte sich nach eingenommenem Frühstücke zur Ruhe. Während er schlief, wurde sein Roß von Wölfen verfolgt. Auf der Flucht drückten sich seine zusammengekoppelten Vorderfüße bei jedem Sprunge tief in den Boden ein, so daß die dazwischenliegende Landstrecke sich hob. So entstand die Hügelreihe, welche neben dem erwähnten Moor bis nach Laiwerre im Kirchspiel St. Simonis sich hinzieht. Hier war das Pferd entkräftet und wurde von den Wölfen zerrissen. Das weithin strömende Blut des Riesenrosses gab der Gegend den Namen Laiwerre, d. h. Breitblut, und noch gegenwärtig trägt sie — durch die Kraft des Blutes — ohne anderweitige Kultur überaus reichlich Heu, wie es auch von dem Schlachtfelde bei Kokenhusen heißt, daß es ohne Kultur reichlich Korn trage. Neben Laiwerre soll noch ein Maßsamäggi, d. h. Leberhügel, sein, wo des Rosses Leber liegen geblieben war. Nach dem Verluste des Riesenrosses wurde glücklicher Weise die weitere Umackerung des Landes unmöglich.

Aber unter den Menschen jener Gegend wollte er nicht mehr leben; er beschloß, sich fern von ihnen anzubauen. Die nötigen Bretter mußte er sich theils aus dem Pleskauschen, theils aus Reval holen. Aus Pleskau ging er mit zwölf Duzend Brettern gerade durch den Peipussee, an dessen tiefster Stelle ihm das Wasser beinahe bis an den Leib reichte. Indessen sollte ihm, das erste Mal wenigstens, nicht gelingen, die erstandenen und von weitem hergetragenen Bretter bis zu seinem erwählten Aufenthaltsorte zu bringen. In dem an den Peipus stoßenden Walde hatte Kalew ein Abenteuer zu bestehen, welches ihm seine Bretter kostete. Dort

lebten zwei stattliche Riesen mit ihrer Mutter und machten sich auf ihren Raubzügen bald einen großen Namen. Ein junger Fant aus der Umgegend vermeinte, es mit jenen Riesenbrüdern aufnehmen zu können. Der Beschreibung nach suchte und fand er endlich eines Abends das Haus im Walde, dem andere sich zu nahen scheuten. Die Mutter der Recken war allein zu Hause und kochte eben gerauhte Erbsen in einem Grapen, der ungefähr drei Zuber faßte. Er sagte ihr sogleich, daß er sich mit ihren Söhnen im Kampfe messen wolle, worauf sie sagte, er solle ihre Rückkehr abwarten. Als er aber ihrer ansichtig ward, gereute es ihn gekommen zu sein, noch mehr aber, daß er seine Absicht, einen Kampf mit ihnen bestehen zu wollen, unvorsichtiger Weise der Mutter kundgetan hatte. Diese stellte ihn den rückkehrenden Söhnen als Gegner vor, der sie zum Zweikampfe herausfordere. Die Riesen sagten ihm die Erfüllung seines Wunsches für den folgenden Tag zu und luden ihn zur Mahlzeit. Die Söhne hoben den Grapen vom Feuer; sodann brachte die Mutter vier große Holzlöffel (kulbid, Vorlegelöffel) und theilte jedem einen zu. Während die Hausgenossen die Erbsen samt den Schoten und Stengeln verschlangen, fischte sich der Gast einzelne Schoten heraus und empfand, sooft er genötigt wurde, der Suppe besser zuzusprechen, immer größere Angst vor seinen gewaltigen, ungeschlachten Wirten. Nach gehaltener Abendmahlzeit begab man sich bald zur Ruhe. Die beiden Brüder legten sich auf die Diele, der Gast fand auf einer breiten Bank hinlänglich Platz. Voller Furcht dachte er nur noch daran, wie er sich davonmachen könnte. Sobald die Riesen fest schliefen, suchte er das Weite. Bei Tagesanbruch traf er den Kalewsohn, der mit seinen Brettern vom Peipus kam. Als er diesem seine Not klagte und ihn um Schutz bat, verbarg ihn der Held in seinem von den Schultern herabhängenden Brotsack. Kaum aber war der Flüchtling geborgen, so kamen auch die scharf witternden Riesenbrüder, erzürnt über die Flucht des von ihnen gastlich Aufgenommenen, herbei, mit Peitschen, an deren Enden Mühlsteine befestigt waren, und fragten ungestüm nach dem Entflohenen. Kalewipoeg gab eine trohige Antwort, und somit war das Zeichen zum Kampfe gegeben. Dieser wehrte sich mit seinen Brettern, jene griffen mit ihren Mühlsteinpeitschen beherzt an, so daß der arme Mann im Brotsack bald unter solchen gewaltigen Schlägen seinen Geist aufgeben mußte. Der Kalewido hatte bereits elf Duzend Bretter auf seinen Gegnern zerschlagen, ohne ihrer Herr werden zu können. Da erscholl aus dem Gesträuche eine Stimme, die ihm zurief, er müsse mit der Kante

der Bretter auf seine Gegner loszuschlagen. Die Richtigkeit des gegebenen Rates leuchtete ihm sogleich ein, und nachdem er sich vergebens nach seinem unerwarteten Ratgeber umgesehen, befolgte er schleunigst die ihm erteilte Weisung und ward nun bald Meister seiner Angreifer, welche er erst kampfunfähig machte und sodann pölig erlegte. Seinen Schübling zog er entseelt aus der Tasche. Eingedenk des trefflichen Ratgebers, ohne welchen er gewiß nicht als Sieger aus dem heißen Kampfe gegangen wäre, forderte er denselben nunmehr auf zu erscheinen, damit er ihm seinen Dank bezeugen könne, erhielt aber zur Antwort, daß der Ratgeber nicht erscheinen könne, weil er nackt sei. Unser Held riß sogleich von seinem struppigen Pelze einen Zipfel ab und warf ihn in die Gegend, woher die Stimme gekommen war, und alsbald kam aus dem Gesträuche ein Igel hervor, der seinen Stachelpelz dem Kalew zu danken hat.

16. Bischof Meinhard.

£. Girgensohn.

Lotta Girgensohn, geb. Schummer, geb. 1869 in Sarata in Südrußland, lebt in Frankfurt a. M. Verfasserin der Jugendschrift „No, Kaupos Sohn“.

In Holstein liegt die kleine Stadt Segeberg. Sie ist nicht von großer Bedeutung, hat aber ein hohes Alter. Im Jahre 1134 baute der deutsche Kaiser Lothar die Burg Segeberg, als Schutz gegen die in der Umgegend hausenden heidnischen Wenden. Das feste Schloß lockte Ansiedler herbei. So entstand der Ort am Abhange des Burgberges, zwischen der Trave und dem großen Segeberger See, auch ein Kloster gehörte dazu. Von der Burg ist heute nichts mehr vorhanden, aber vom Kloster findet man noch einige Ruinen. Die Geschlechter sind dahingegangen, neue bewohnen Segeberg, aber aus jener Zeit der Gründung ist ein Name erhalten, der uns mit ehrfürchtiger Dankbarkeit und Liebe erfüllt.

Um das Jahr 1180 lebte im Kloster Segeberg ein alter Priester, Meinhard genannt. Deutsche Kaufleute, die wahrscheinlich von Lübeck her auf der Trave in das Städtchen kamen, berichteten vom fernen großen Dünaströme. Zu allen Zeiten haben sich die Kaufleute tapfer hinaus gewagt in die unbekanntes Ferne. Sie waren auch damals einige Male über Gothland nach Livland gezogen, wenn der Frühling die Schifffahrt auf der Ostsee gestattete. Während des Sommers stellten sie ihre Kaufbuden an den Ufern der Düna auf und trieben mit den wilden Bewohnern Tauschhandel, bis sie im Herbst wieder ihre Zelte abbrachen, ihre Schiffe mit den

eingehandelten Vorräten von Pelzen, Häuten und Wachs beluden und der Heimat zusegelten.

Der Priester Meinhard ließ sich von den armen heidnischen Eiven erzählen, die in Angst vor ihrem Gotte Thara und vielen andern Geistern lebten, ihnen blutige Opfer brachten und nichts vom lieben Gott und dem Heiland wußten. Der gottesfürchtige Mann empfand tiefes Mitleid mit den unwissenden Menschen. Der Geist Gottes trieb ihn, sich einem Zuge fahrender Händler anzuschließen und gen Eivland zu schiffen. Die Düna-Eiven mußten dem russischen Großfürsten Wladimir von Pologz Zins zahlen, ohne daß sie seine Untertanen waren. Von diesem Großfürsten erbat und erhielt Meinhard die Erlaubnis, den Heiden an der Düna das Wort Gottes zu lehren. Ohne menschlichen Beistand, allen Gefahren trotzend, getrieben durch die Liebe zum Heiland und den armen Eiven, zog er am Ufer des Flusses von Ort zu Ort und predigte das Evangelium. Er war alt und schwach, aber keiner von den rohen Heiden wagte es, ihm ein Leid zuzufügen. Sie gewöhnten sich an den Greis, der aus einer fremden Welt zu ihnen gekommen war und ihnen fremde Dinge verkündete. Zum Winter kehrte Meinhard heim, nicht um sich von den Mühsalen der Fahrt zu erholen, sondern um seine Landsleute für die Arbeit am Dünafluß zu gewinnen. Im Frühling zog er wieder nach Osten und baute 1184 in dem Dorfe Neskola (Ärküll) die erste Kirche. Wir wissen nicht, wie dieses erste Gotteshaus auf livischem Boden ausgesehen hat, wahrscheinlich ist es ein kleiner, schlichter Holzbau gewesen. Meinhard war nicht mehr allein: er hatte es verstanden, für die Arbeit unter den Heiden einige Geistliche und Laien zu gewinnen, die ihm getreu zur Seite standen.

In der neuen Kirche zu Ärküll wurden die ersten Eiven, Mo und Viezo, getauft, andere folgten dem Beispiel, die Zahl der Christen wuchs. Im nächsten Jahre fielen die Litauer in Eivland ein und führten viele Gefangene fort. Der Priester Meinhard griff nie zum Schwert, er war ein Mann des Friedens. Um ein Blutvergießen zu vermeiden, zog er sich mit den Bewohnern von Ärküll in die Wälder zurück. Nach dem Abzuge der Feinde berief er die Anführer der Eiven zur Beratung und versprach, ihnen gemauerte Häuser nach Art der deutschen zu bauen, wenn sie sich entschließen wollten, Gottes Kinder zu werden. Die Eiven beschworen mit einem Eide, die Taufe anzunehmen. Im nächsten Sommer ließ Meinhard aus Gothland Steinhauer und Maurer kommen. Die Mauern

der Burg zu Årküll wurden von Grund aus aufgerichtet. Auch eine neue Kirche wurde aus Stein erbaut; ihre Reste sind noch in dem aus unserer Zeit stammenden Neubau zu erkennen. Staunend sahen die livischen Anführer den Arbeiten der Fremden zu und schworen, daß sich nach Herstellung des Baues alles Volk würde taufen lassen. Den fünften Teil des Schlosses beanspruchte Meinhard für sich, denn er hatte den fünften Teil der Kosten getragen, auch den Boden ehrlich bezahlt. Als die Burg fertig dastand und in den Besitz der Eiven übergegangen war, bis auf den Teil, der Meinhard und den Seinen zukam, fielen die Häuptlinge wieder vom Christentum ab, die andern wiesen die Taufe zurück.

Die feindlichen Semgallen hatten vom Wunderbau an der Düna gehört. Sie kamen in hellen Haufen, umwanden die Burg mit starken Schiffstauen und versuchten, sie in den Strom herabzuzerren. Aber die Steinschützen auf den Wällen schickten die Angreifer mit blutigen Köpfen heim. Als das die Bewohner der Dünainsel Holm sahen, kamen sie zu Meinhard, versprachen, sich taufen zu lassen, und baten um die Errichtung einer Burg; doch kaum hatten sie das für sie erbaute Schloß im Besitz, so handelten sie wie die Årküller und fielen ab. Meinhard ließ sich nicht entmutigen, sondern predigte und wirkte rüstig fort. Diese treue Arbeit unter den Heiden war mittlerweile in Deutschland bekannt geworden, ja die Kunde davon drang zum Papst Clemens nach Rom. Im Jahre 1186 wurde von der bremischen Kirche ein Bistum in Eivland gegründet und der ehrwürdige Priester Meinhard zum Bischof geweiht; der Papst bestätigte später das neue Bistum in allen seinen Rechten. Für Bischof Meinhard kamen schwere Zeiten. Die Heiden ließen sich in Scharen taufen, wenn es galt, einen irdischen Vorteil von den Deutschen zu erlangen, aber im Besitz desselben, spülten sie die christliche Taufe im Dünawasser ab und fielen in ihren Tharaglauben zurück.

Als die Zahl der Deutschen im Lande zunahm, trachteten die Eiven darnach, das fremde Glaubensjoch abzuschütteln, die Deutschen zu töten oder sie in die Heimat zurückzuschicken. Bischof Meinhard befand sich in Lebensgefahr. Er beschloß, das undankbare, tückische Volk zu verlassen, und begab sich mit seinen christlichen Brüdern bald nach Ostern auf ein Kauffahrteischiff, das zur Abfahrt nach Gothland bereit lag. Die Eiven, die befürchteten, Bischof Meinhard würde aus Deutschland an der Spitze eines großen Heeres wiederkehren, um sie mit dem Schwerte zu unterwerfen, drangen

mit Bitten in ihn, sie nicht zu verlassen. Unter Tränen riefen die Heuchler: „Warum ziehst du von uns, lieber Vater? Oder wem willst du uns Waisen zurücklassen? Gibt auch ein Hirte beim Abschiede seine Schafe dem Rachen der Wölfe preis?“ Auch versicherten die Kaufleute ihm, Deutsche, Dänen und Normänner hätten versprochen, sich zu einem Heer zu vereinen, um jederzeit in Tagen der Gefahr den Christen in Livland zu helfen. Bischof Meinhard kehrte daraufhin mit den Seinigen und den Eiven nach Årküll zurück. Kaum jedoch waren die Kaufleute abgesegelt und kein Entkommen der Deutschen möglich, so naheten die Häuptlinge dem greisen Apostel der Liebe mit höhnischem Gruß und sprachen: „Gegrüßest seiest du, Rabbi! Was kostet das Salz und das Watmal*) auf Gothland?“ Da merkte Bischof Meinhard, wie falsch sie waren. Er beschloß der Sicherheit wegen, nach Estland zu reisen, um sich von dort aus heimkehrenden Kaufleuten anzuschließen. Unterwegs benachrichtigte ihn ein Eive, Anno von Treiden, daß man darnach trachte, ihn zu töten. In tausend Ängsten um die ihm anvertrauten Brüder, zog er nach Årküll zurück. In dieser Not entsandte der Bischof den Bruder Dietrich von Treiden nach Rom, um vom heiligen Vater Hilfe zu erflehen. Aber auch diesem Boten gelang es nur durch eine List, aus dem Lande zu entkommen. Er setzte sich zu Pferde, nahm Stola**), Meßbuch und Weihwasser mit und erklärte jedem mißtrauischen Eiven, er müsse zu einem Kranken eilen. Der Papst gab dem Bruder Dietrich einen tröstlichen Brief an die bedrängten Gläubigen in Livland mit und ermahnte den Bischof auszuharren.

Nach vielen Mühen und Schmerzen, berichtet der Chronist Heinrich von Lettland, sank Bischof Meinhard aufs Lager. Er fühlte den Tod nahen und berief einige der Ältesten des Landes zusammen. Er fragte sie, ob sie nach seinem Tode ohne Bischof sein wollten. Sie aber versicherten ihm einstimmig, daß sie sich einen Bischof und Vater wünschten. Bald darauf, wohl 1196, beschloß Bischof Meinhard seine Tage und wurde in der Kirche zu Årküll bestattet. Später sind die Gebeine dieses Apostels der Liebe nach Riga übergeführt und im Altarraum der Domkirche beigesetzt worden. Dort ruht noch heutigen Tages Meinhard, der erste Bischof von Livland.

*) Ein grobes Wollenzeug.

**) Breites, um Nacken und Brust gehendes Band, das der Priester bei Amtshandlungen anlegen muß.

17. Von Dietrich, dem Gehilfen Meinhards.

Heinrichs von Lettland Livländische Chronik, aus dem Lateinischen
übersezt von Ed. Pabst. Reval 1867.

Heinrich von Lettland, Deutscher von Geburt, ein Schützling und Jögling Bischof
Alberts, schrieb seine Chronik um das Jahr 1226. Sie ist von größtem Wert für
die Kenntnis der ältesten baltischen Geschichte.

Es hatte derselbige Bischof zum Mitarbeiter am Evangelium
den Bruder Theoderich vom Cistercienserorden, hernachmals in Est-
land*) Bischof. Den gedachten die Liven von Thoreida ihren Göt-
tern zu opfern, darum daß die Saat fruchtbarer war auf seinen
Äckern und ihre Saaten durch Überschwemmung vom Regen ver-
darben. Das Volk wird versammelt, der Willen der Götter über
die Opferung durchs Los erforscht: die Lanze wird gelegt, das Pferd
schreitet zu, sezt den fürs Leben bestimmten Fuß nach Gottes Fügung
voran. Der Bruder betet mit dem Munde, mit der Hand erteilt er
Segen. Der Wahrsager behauptet, der Gott der Christen sitze auf
des Pferdes Rücken und bewege den Fuß des Pferdes, daß es den
voransetze, und deshalb müsse des Pferdes Rücken abgewischt wer-
den, damit der Gott herunterfalle. Wie man dies nun getan und
das Pferd den Fuß des Lebens voransetzte wie zuvor, ward der
Bruder Theoderich beim Leben erhalten.

Derselbe Bruder hat, als er nach Estland geschickt worden,
wegen einer Sonnenfinsternis, so am Tage Johannis des Täufers
war, von den Heiden manche Lebensgefahr ausgestanden, da sie
sagten, er fresse die Sonne auf**).

18. Wie der Livenhäuptling Kaupo nach Rom zum Papste zog.

Heinrichs v. Lettland Livländische Chronik, übersezt von Ed. Pabst.
Reval 1867.

Vgl. Nr. 17.

Als darnach der Bruder Theoderich mit den Pilgrimen, so
dieses Jahr hindurch in Livland unter ihrem Kreuze als Gottes-
streiter gedient, nach Deutschland abzog, hat er einen gewissen Liven,
Kaupo mit Namen, der eine Art König und Ältester der Liven von
Thoreida war, mit sich genommen. Und nachdem sie einen großen
Teil Deutschlands durchwandert hatten, brachte er ihn zuletzt nach
Rom und stellte ihn dem apostolischen Vater vor. Und nahm der

*) D. h. im Estenlande; er hatte seinen Sitz in Dorpat.

**) „Die Sonne wird gefressen“ sagt der Este noch jetzt bei einer Sonnenfinsternis.

apostolische Vater ihn gar freundlich auf und küßte ihn, und nachdem er über den Zustand der um Livland her befindlichen Völker viel nachgefragt, stattete er für die Bekehrung des livischen Volkes Gott reiche Dankagung ab. Nach Verlauf einiger Tage hat derselbe hochwürdige Papst Innocentius vorbesagtem Kaupo seine Geschenke, nämlich hundert Goldgulden, dargereicht und ihm, als er nach Deutschland zurückkehren wollte, mit rechter Zärtlichkeit Lebewohl gesagt und ihn gesegnet und eine Bibel, von des seligen Papstes Gregorius Hand geschrieben, dem livländischen Bischof durch den Bruder Theoderich zugesandt.

19. Gefährlicher Angriff der Kuren auf Riga (1210).

Heinrichs v. Lettland Livländische Chronik, übersetzt von Ed. Pabst.
Reval 1867.

Vgl. Nr. 17.

Da sind etliche Eiven von der Adia, schon längst getauft, voll von der Galle ihrer Treulosigkeit, hingegangen nach Kurland und regten das gesamte Land auf wider die rigische Kirche und sammelten ein starkes und großes Heer, wobei sie angaben, in der Stadt, wie es auch wirklich der Fall war, seien gar wenige zurückgeblieben. Als die Bürger das hörten, schickten sie Kundschafter aufs Meer. Die Kuren aber rotteten sich zusammen mit ihrem ganzen Heere und saßen in der Nachbarschaft vierzehn Tage still, wo sie nach der Hilfe ihrer Götter und nach der gelegenen Zeit durch ihre Lose forschten. Die Kundschafter kehrten unterdes, ohne was gesehen zu haben, wieder zurück.

Da fahren der Graf von Sladem, der Ritter Markward mit andern Pilgrimen, die zu Ostern zurückgeblieben waren und nach Deutschland heimzukehren wünschten, mit ihren zwei Koggen*) nach Dünamünde hinab, lassen wenige in den Schiffen zurück und schlafen im Kloster zu Nacht. Und als sich zeigte die Dämmerung des folgenden Tages, da zeigte sich das ganze Meer wie mit einer düstern Wolke übergossen, daher jene, so in den Schiffen waren, als sie die Menge der Heiden und das große Heer über sich kommen sahen, sich theils zur Verteidigung fertig machten, theils nach dem Kloster flüchteten. Die Heiden aber in der Hoffnung, die Stadt, ohne daß einiges Gerücht voraneile, plözlich zu nehmen, griffen selbige Schiffe der Pilgrime nicht an, sondern ruderten aufs schnellste der Stadt

*) Kogge, ein niederdeutsches Wort, bezeichnete ein breites, hinten und vorn gerundetes Schiff.

zu. Jedoch die Fischer von allen Seiten der Düna sahen sie, flohen nach Riga, zeigten an, daß ein Heer folge.

Die Bürger nun und die Brüder der Ritterschaft und die Armbrüster, waren es gleich wenige, mit den Klerikern und den Weibern nahmen alle zu den Waffen ihre Zuflucht; durch den Schall der Glocke, die man lediglich zur Zeit des Krieges läutete, riefen sie das Volk zusammen, zogen gegen die Widersacher hinaus am Ufer der Düna und verwundeten mehrere von ihnen mit den Armbrüsten. Und die Kuren ließen ihre Schiffe in der Düna und ordneten ihr Heer auf dem Gefilde, und trug ein jeglicher eine hölzerne Tafel vor sich, aus zwei Brettern zusammengesetzt, und eine Keule nach Art eines Hirtenstabes zur Stütze für selbige Tafel; und da die Sonne schien auf die weißen Tafeln, leuchteten die Gewässer und Gefilde davon wider, denn es war ein großes und starkes Heer. Und es nahte heran zur Stadt, und die Liven und die Armbrüster begegneten ihnen bei der ersten Befestigung, so auf dem Gefilde war vor der Pforte der Stadt, und stritten mit ihnen bis zur dritten Stunde des Tages; die Bürger aber zündeten das Dorf, so außerhalb der Mauern war, an. Etliche auch von den Unsrigen hatten dreizackige kleine Nägel aus Eisen bei sich und warfen dieselben auf den Weg, auf welchem das Heer kam, und als von den Bürgern etliche zum Streite mannhaft vorrückten und mehrere von den Feinden, die unter ihren Tafeln stunden, erschlugen, so fielen sie bei der Rückkehr über selbige Nägel, und ihrer etliche wurden erschlagen, und die andern entkamen zu uns. Danach ging das Heer zu seinen Schiffen. Und nach gehaltenem Frühstück machte es sich wiederum zum Kampfe fertig, und als sie hörten den großen Schall der Glocke, sprachen sie, sie würden von diesem Gotte der Christen aufgefressen und verzehrt. Und rückten wiederum an die Stadt und stritten den ganzen Tag über, und als sie hervorkamen von ihren Tafeln, um Holz zusammenzuschleppen zur Anzündung*), wurden gar viele von ihnen durch die Schützen verletzt; und sooft einer aus ihnen von den Steinen der Maschinen oder von den Armbrüstern verwundet fiel, alsbald haute ihm sein Bruder oder ein anderer Mitgenosß von ihm den Kopf ab und machte ihn vollends tot. Und wie sie allerseits die Stadt umzingelt und ein reichliches Feuer angezündet hatten, kamen die Holmischen auf ihren Pferden an den alten Berg, und nachdem sie mit ihren Schwertern die Feinde bedräut, bogen sie zur Stadt von der andern

*) Die Mauern trugen oben einen Vorbau aus Holz, in dem die Verteidiger standen.

Seite ab. Als die Kuren selbige sahen, zogen sie von der Stadt wieder weg und kehrten nach Auflesung ihrer Toten zu den Schiffen zurück und gingen über die Düna, wo sie drei Tage ruhten und ihre Toten verbrannten, und hielten die Wehklage über sie.

Die thoredischen Eiven, so von Rigas Belagerung durch die Kuren hörten und die Zerstörung der Stadt wünschten, sammelten ein zahlreiches Heer, daß es den Kuren zu Hilfe komme. Denn etliche treulose Eiven und die Semigallen und andere Völker warteten auf den Erfolg der Kuren, um alle zumal zur Vertilgung der Stadt zusammenzukommen. Aber die Holmischen kamen deselbigen Tags, nachdem sie etliche Kuren auf den Inseln erschlagen und die Schiffe weggenommen, zur Stadt. Der Ritter Markward kehrte von Dünamünde um und zog mitten durch die Feinde in die Stadt ein und hat sich hernach der Gesellschaft der Brüder von der Ritterschaft angeschlossen. Kaupo ist mit all seinen Verwandten und Freunden und den getreuen Eiven in der folgenden Nacht zur Stadt gekommen. Konrad von Neskola ist mit den oberen Eiven, als es Morgen geworden, auf das Gefilde neben der Stadt gekommen, und als er ein großes Spiel anstellte mit seinen Rossen und Rüstungen, kamen zu ihm alle aus der Stadt zusammen, und ward eine große Freude unter ihnen. Und rückten vor zu den Kuren, riefen sie her zum Kampfe und waren bereit, entweder tapfer zu sterben oder zu siegen. Doch jene, mehr um die Leichname der Ihrigen bekümmert, redeten friedfertig und zogen nach drei Tagen ab.

Die Eiven nun, so an dieser Verrätereı waren schuld gewesen, haben ohne einige Verletzung der Ihrigen freiwillig Gott und dem Gesinde des Bischofs Genugthuung gegeben und hernachmals getreu zu sein versprochen. Die Stadt aber, barmherziglich diesmal durch Gottes Gnade von den Heiden befreit, stattete Gott ihren Dank ab und ordnete an, daß der Tag der seligen Margareta*), an welchem sie von der Belagerung befreit werden, fortan sollte gefeiert werden in der Stadt.

20. Die Öselschen Turmzieher und die Sühneburg.

K. Rußwurm, Sagen aus Hapsal, der Wieß, Ösel und Runö. Reval 1861.

Vgl. Nr. 9.

Die Öselaner gewannen nichts mehr durch Schiffsstrandungen, seitdem die vorsichtigen Dänen an der westlichen Küste der Insel eine Feuerbake errichtet hatten. Der Eigennutz und die Habsucht

*) Der 13. Juli.

riet ihnen demnach, auf die Zerstörung des Leuchtturms zu sinnen. Solches glaubten sie dadurch zu bewerkstelligen, daß sie an der Spitze desselben ein langes Schiffstau befestigten und an das untere Ende des Taus einige Jüge Ochsen anspannten. Da nun die vordersten das Seil anzogen, so wurden die hinteren natürlich etwas in die Höhe gezogen, wobei die Antreiber der Tiere riefen: „Halt, Brüder! Das geht nicht so! Seht ihr nicht, daß die Ochsen gen Himmel fahren?“ Zur Strafe dieses ihres Vorwihes hätten sie das Schloß Sühneburg erbauen und, wie die Sage geht, den Kalk statt mit Wasser mit süßer Milch einrühren müssen.

Diese Begebenheit scheint begründet zu werden durch ein noch übliches Schimpfwort, womit das Volk in der Strandwiek die Insulaner im Wortwechsel noch jetzt zu belegen pflegt, wenn es zu ihnen sagt: „Sinna torni fiskuja!“, d. h. „Du Turmzieher!“

21. Klauenstein.

fr. Bienemann, Eivländisches Sagenbuch. Reval 1897.

In der Nähe von Kokenhusen an der Düna liegt an der Landstraße zwischen Klauenstein und dem Kalna-Krüge ein großer, jetzt in zwei Teile gespaltener Felsblock. Von dem erzählt die Sage:

In alten Zeiten stand dort, wo jetzt der Stein liegt, eine kleine Hütte; darin hauste ein böses altes Weib, eine Hege, die allen nur Schaden zu bereiten trachtete. Als nun ihr Nachbar, ein frommer Rittersmann, sich ein Schloß baute, da wollte die Hege sich ebenfalls eins bauen; aber allein konnte sie es nicht. Eines Tages saß sie vor ihrer Hütte; da kam ein kleines, graues Männlein in einem Nachen über die Düna gefahren und versprach ihr, ein Schloß für sie zu erbauen, wenn sie ihm nur ihre Seele geben wolle. Das war der Teufel. Das Weib erschrak wohl, aber endlich schloß sie mit dem Teufel doch den Vertrag ab, und schon in der nächsten Woche wollte der Teufel den Bau beginnen. Der Ritter aber hatte alles, hinter einem Baume stehend, mitangehört. Erschreckt eilte er heim und sann nach, wie dem teuflischen Anschlag zu begegnen sei. Nun wohnte da im Persetale ein weiser und frommer Klausner; zu dem begab sich der Ritter, um seinen Rat zu vernehmen. Der Klausner riet ihm aber, um Mitternacht seinen Haushahn unter seinen Mantel zu nehmen und zur Hütte der Alten zu gehen; käme dann der Teufel herbei, müsse er den Hahn hervorholen, der, durch die teuflischen Flammen irrefgeführt und glaubend, es sei schon Morgen, laut krähen werde. Das werde dann auch den Teufel verjagen. Und so geschah

es. Der Hahn krächte, und der überraschte Teufel ließ den mächtigen Grundstein, den er eben für das neue Schloß in seinen Klauen herbeigebracht hatte, fallen und eilte davon. Der Stein aber stürzte gerade auf die Hütte herab und zerschmetterte diese mitsamt der alten Hege; dabei barst er in zwei Teile, und die sind mit den Spuren von des Teufels Klaue noch heutigens Tages daselbst zu sehen.

22. Das Findelkind.

H. Jannsen, Märchen und Sagen des estnischen Volkes. Dorpat 1881.
Vgl. Nr. 5.

In einem Dorf auf der Insel Dagö lag eines Abends ein kleiner Junge in gar unruhigem Schlummer. Da bemerkte des Knaben Vater über dem Bett in der Wand ein rundes Bohrlöchlein, dadurch der Wind in die Stube strich. Er schlug ein Holz vor das Löchlein, denn er gedachte, daß es der Zugwind sei, der das Kind quälte. Im selben Augenblick sahen seine Augen auf dem Lager an des Knaben Seite ein wunderschönes Mägdlein, das mit ihm spielte und scherzte und ihn nicht ruhig schlafen ließ. — Das wunderbare Mägdlein mußte nun im Hause bleiben, wuchs auf mit den andern Kindern und ward auch zur Arbeit angehalten. Es war auch allerweg fleißig und flink, und alle Leute im Hause hatten es lieb. Auch der Knabe wuchs heran, er hatte aber nichts so lieb als das Mägdlein, das man in jener Nacht in seinem Bette gefunden, und nahm es sich zum Weibe.

Etliche Jahre lebten sie so ein glückliches Leben und bekamen zwei Kinder.

Eines Sonntags gingen sie zur Kirche. Da nahm der Mann zu seiner großen Verwunderung wahr, wie sein junges Weib während der Predigt anhub zu lachen, obwohl nichts Lächerliches zu erblicken war. Als der Gottesdienst vorüber war, begehrte er zu wissen, warum sie gelacht hätte. Die Frau sprach: „Wenn du mir sagst, wie ich in dein Haus gekommen bin, will ich dir auch sagen, warum ich in der Kirche gelacht habe.“

Der Mann glaubte, es werde daraus nichts Arges entstehen, und versprach, es ihr zu sagen, denn sein Vater hatte ihm das Geschehnis oftmals erzählt.

Darauf sprach die Frau: „Ich sah an der Wand der Kirche eine große Roffhaut ausgespannt, da schrieb der Böse aller Namen auf, die in der Kirche schliefen oder schwazten und auf das Wort Gottes keine Acht hatten. Die Haut ward endlich von den Namen

voll, und blieb dem Bösen nichts übrig, er mußte sie mit seinen Zähnen zerren, damit sie breiter würde. Dabei schlug und stieß er denn den Kopf an die Mauer und zog ein greulich Gesicht, und darüber lachte ich.“ — „Nun,“ sprach der Mann, „so will ich dir jetzt auch sagen, wie du in mein Haus gekommen bist, aber zuvor müssen wir heimgegangen sein.“

Daheim zog er das Holz aus dem Löchlein und sagte: „Sieh, hier bist du hereingekommen!“ Im selben Augenblick verschwand die Frau durch das Loch aus der Stube und kehrte nimmer wieder. Wohl weinte sich der Mann nach ihr die Augen blind, und ihre Schönheit und ihr Liebreiz kamen ihm nicht aus dem Sinn. Seine beiden Kinder aber wuchsen heran, und es ging ihnen glücklich das ganze Leben. Die Leute erzählten auch, ihre Mutter wäre manchmal im verborgenen zu ihnen gekommen und hätte ihnen heimlich Schätze ins Haus getragen.

23. Die Wirtstochter und das Waisenkind.

Estonisches Märchen, mitgeteilt von A. C. Winter in den „Sitzungsberichten der Gelehrten Estonischen Gesellschaft zu Dorpat“. 1886.

A. C. Winter ist ein Pseudonym.

Eine Wirtin hatte zwei Töchter, von denen die eine ihr eigenes, die andere ein Stiefkind war. Während die eigene Tochter in hübschen Kleidern einherging und nur tat, was ihr gefiel, mußte die Stieftochter alle schwere Arbeit im Hause verrichten und bekam dafür wenig Essen, viel Scheltworte und die abgelegten, ihr viel zu großen Kleider der Stiefmutter.

An einem Freitagnachmittag hieß es: „Geht und heizt die Badstube!“ Geduldig wie immer gehorchte das arme Kind, fegte die Badstube, schleppte Strauch und Wasser herbei und bereitete alles aufs beste. Als sie fertig war, hörte sie draußen eine Stimme; da stand ein armer, alter Bettler, der bat sie recht sehr, sie möchte ihm doch erlauben, seine alten, steifen Glieder zu baden. Freundlich hieß sie ihn eintreten, reichte ihm heißes und kaltes Wasser und einen weichen, duftenden Badequast aus blätterreichen Birkenzweigen.

Als der Alte, nachdem er sein Bad beendet, dankend in den Vorraum hinaustrat, schickte das Mädchen sich an, wieder alles instand zu setzen für Mutter und Schwester. Da sprach der Alte: „Liebes Kind, du hast mir durch das Bad eine Wohlthat erwiesen, dafür kann ich dir einen Wunsch erfüllen. Stelle dich unter das Vordach und sprich dein Begehrt aus“ — und damit war er den Blicken des erstaunten Mädchens entschwunden. Dieses stellte sich

unter das Vordach und sprach leise mit pochendem Herzen: „Ich möchte wohl um ein heiles Hemdchen bitten!“ Sogleich fiel ein hübsches, weißes Leinwand auf sie herab, wie sie so fein und gut passend noch keines gehabt hatte.

„Was willst du noch?“ fragte eine Stimme vom dunklen Boden.

„Ich bitte auch um ein Röckchen!“ Da hatte sie schon einen buntgestreiften Wollrock an. „Was noch?“ — „Dürfte ich noch um ein Kopftuch bitten?“ Auch das erhielt sie. Als sie noch mit einem warmen Tuchamisol, Schuhen, Strümpfen und einer Schürze beschenkt worden war, antwortete sie auf die abermalige Frage: „Was noch?“ — „Ich danke, jetzt habe ich alles, was ich nur wünschen konnte!“ Da fielen schöne Perlen und Silberketten um ihren Hals und so viel Silberstücke rings um sie auf die Erde, daß sie bald ihr Schürzchen zum Zerreißen voll gesammelt hatte.

Atemlos vor Freude lief sie zur Mutter und Schwester und wies ihnen lachend ihre Reichtümer und konnte endlich erzählen, wie sie sie erhalten. Diese verschluckten ihren Ärger und Neid und nahmen sich vor, auch ihr Glück zu versuchen.

Am nächsten Freitag sprach die Mutter zur eignen Tochter: „Sei ein gutes Kind und heize mir die Badstube!“ Brummend wollte die faule die unbequeme Arbeit wieder der Schwester zuschieben, doch besann sie sich und ging ans Werk. Wasser schöpfte sie, daß der Spann*) krachend am Grunde aufstieß und Sand und Schlamm mitnahm; das Feuer zündete sie so nachlässig an, daß erst die ganze Badstube voll Rauch wurde, ehe es anfang zu brennen; in den Grapen goß sie nur so viel Wasser, daß kaum ein Mensch genug hatte, sich das Gesicht zu waschen.

Endlich war sie fertig; da hörte sie die Stimme eines alten Mannes, der demütig um die Erlaubnis bat, ein Bad nehmen zu dürfen. Mürrisch öffnete sie die Thür, warf ihm einen vertrockneten, abgenutzten Quast hin und stellte sich in den Vorraum, ungeduldig auf den Augenblick wartend, der ihr die reichen Gaben bringen sollte. Vorher schon hatte sie sich ausgedacht, was alles sie wünschen wollte, und noch immer fiel ihr etwas ein. Endlich trat der Alte dankend heraus und erlaubte auch ihr, einen Wunsch unter dem Vordach auszusprechen, und war verschwunden. Eilig sprang das Mädchen hinaus und rief: „Ich will feine Hemden haben, bunte Röcke, Kamisole, Stiefel, Schuhe, Strümpfe, Bänder, Ketten, Brezen**), Perlen und viel, viel Geld!“ —

*) Spann: niederdeutsche Bezeichnung, das hochdeutsche Wort ist Eimer.

**) Metallene Brustspange.

Die Mutter wartete vergeblich bis zum späten Abend, daß die Tochter reich beschenkt heimkehre; endlich ging sie zur Badstube — und fand das Mädchen tot unter dem Vordach! Alles, was sie auf einmal gewünscht, war zu gleicher Zeit auf sie herabgefallen und hatte sie erdrückt. Bis an das Dach lagen die schönen Dinge aufgeschichtet über der Leiche. Als man diese forttrug, blieb von all den Sachen nur ein Häuflein Kohlen und Späne zurück.

24. Die schlauen Klosterbrüder zu Falkena.

Aus Fabricius übersezt von Ed. Pabst in den „Bunten Bildern“.
Reval 1856.

Dionysius fabricius lebte am Anfang des 12. Jahrhunderts als katholischer Priester in Fellin, verfaßte eine Chronik in lateinischer Sprache.

Das ehemals prachtvolle, nun aber verfallene Kloster Falkena, vom Orden des Heiligen Dominicus, ist von Hermann, dem ersten Bischof zu Dorpat, erbaut und mit vielen Dörfern und Untertanen begabt worden. Der Bischof errichtete es aber darum am Ufer der Embeck, damit die Mönche allzeit guten Vorrat an Fischen hätten, deren es dort eine große Menge gab; deshalb war auch der Fluß von den ersten Einwohnern der Gegend genannt worden Emmajoggi, was verdolmetscht heißt Mutter der Flüsse, weil er an Fischen Überfluß hatte. Nachdem aber die Anzahl der Klosterleute und Brüder daselbst so sehr angewachsen war, daß sie ihre Einkünfte nicht mehr für ausreichend erachteten, sich davon zu unterhalten, fertigten sie zween Brüder aus ihrem Collegio an den Papst ab mit einem Schreiben, darin sie ihr hartes Leben, die große Anzahl der Brüder und ihre schmale Kost angaben, zugleich auch schilderten, was für Speise und Getränk und Kasteiung bei ihnen üblich wäre. Als nun der Heilige Vater das Schreiben eingesehen samt ihrer gerechten Forderung, daß er nämlich bei dem Bischof zu Dorpat für sie ein gutes Wort einlegen möchte, sandte er erstlich einen Mönch ihres Ordens aus Italien her, um zuzusehen, ob sich die Sache wirklich so verhielte. Sie hatten nämlich geschrieben, sie äßen fortwährend nichts als Brot und Fische, die man in ihrer Sprache Jgas heißt; das ist ein weißer, länglicher und zarter Fisch, fett und daher zu braten besser als zu kochen, und an dieser Art Fischen gibt es dort eine große Menge. Der Trank, den sie genossen, werde aus Gerstenkorn mit zugemischtem Hopfen bereitet, ein bitteres und ungeschmackes Zeug. Ihre Kasteiungen ferner fänden an jedem Sonnabend folgendermaßen statt. Ein Wärmzimmer werde da so stark geheizt, daß kaum ein Mensch darin aus-

halten könne; da zögen sie sich aus, schlugen sich mit Besen und übergössen sich mit kaltem Wasser, den Leib also samt den Fleischesgelüsten abtödtend. — Weil nun diese Dinge in Italien ungewöhnlich und kaum erträglich schienen, so war, wie gesagt, um sich dieselben anzusehen, der italienische Mönch desselben Ordens hergeschickt worden.

Als dieser mit den Leuten, welche zuvor nach Rom waren gesendet worden, in Livland bei genanntem Kloster anlangte, stellten sich die Brüder dieses Klosters, als wäre ihnen ein lieber Genof gekommen; sie nehmen ihn mit heiterer Miene auf, traktieren ihn mit gedörrten Fischen und mit starkem, bitterem Bier, das mit Wermut gemischt war und das die Mönche in der Hitze des Sommers Gesundheit halber zu trinken pflegten. Ob alles dessen fängt der delikate und nicht daran gewohnte Italiener sich zu verwundern an. Als aber der Sonnabend gekommen ist, lassen sie die Badstube nach ihrer Sitte auf das äußerste heizen und führen den italienischen Bruder da hinein, gießen Wasser auf die heißen Steine und erfüllen die Badstube bald mit unmäßiger Glut. Und, ganz daran gewöhnt, greifen sie nackten Leibes jeder nach einem Besen und fangen an, sich damit zu schlagen und sich mit kaltem Wasser zu übergießen. Das schien dem Italiener unerträglich: er springt zur Badstube hinaus und ruft: „Nein, beim Himmel! Allzu hart ist diese eure Lebensweise, kaum erhört bei Menschen!“

Mit diesem Berichte fertigten sie den Italiener, der des Landes und der Gebräuche eines Volkes von rauherer Lebensart unfundig war, nach Rom zurück. Hier erzählte er dem Papste von den Wunderdingen — wie sie's ihm schienen — und erlangte leicht, daß derselbe für den Orden und die Klosterbrüder beim Bischof zu Dorpat Fürsprache einlegte, auf daß er ihre Einkünfte vergrößerte.

So erzählt man — sagt der Berichterstatter, ein katholischer Priester, — und die Geschichte sei eben nicht unglaublich.

25. Der starke Walter.

K. v. Firds, Gedichte in Auswahl. Halle a. S. 1904.

Karl Freiherr von Firds, geb. 1828 auf dem Gute Droguen in Kurland, gest. 1871 in Niegranden in Kurland.

Herr Walter war ein Ritter frank,
In allem Kampf erfahren,
Dazu war er von Leibe lang
Und wild von Bart und Haaren.

Er trug ein wüchtig Eisenkleid,
Ein Schwert an seiner Lenden,
Und wen er schlug, dem war es leid,
Denn er war stark von Händen.

Da wandt' ihm Gott nach seinem Rat
Den Sinn vom blut'gen Streite,
Er zog sein Rüstzeug aus und tat
Das Schwert von seiner Seite;
Und baren Haupts, demütiglich
An heil'ger Klosterschwelle
Gelobt' er sündenreutig sich
Dem Herren als Gefelle.

Da kniete er im Betsaal nun
Und übte seine Hände
Mit allem Fleiß im frommen Tun,
Daß Gott ihn recht erfände,
Und sprach der Mönchlein Sprüche nach
Und tat, wie sie ihn hießen,
Und war nicht säumig Nacht und Tag
Und lief sich's nicht verdriesen.

Da brachen in des Klosters Hut
Einst böse Raubgesellen
Und taten ihren argen Mut
In Söller und in Zellen.
Sie hausten schlimm nach ihrem Brauch
Umher im Gotteshause
Und stürmten heutesuchend auch
In Bruder Walters Klausen.

„Hei, wollt ihr breite Schultern sehn,
Schaut's Mönchlein auf der Erden;
Der mag des Kleides müßig gehn
Und siech darum nicht werden!“
Und spottend zerren sie das Kleid
Vom Leibe ihm behende,
Er kniete still und sah beiseit',
Ihm zuckten nur die Hände.

Und höhrend stand die wilde Schar
Umher, sie tät's verdriesen,
Daß er nicht bang', nicht zornig war,
Sie stießen ihn mit Füßen.

Herr Walter ließ sich's irren nicht,
Er sprach sein pater treulich,
Nur war er rot im Angesicht
Und betete gar eilig.

Da faßte einer wildgemut,
Dem es zu lange währte,
Des Mönches Kreuzlein kurz und gut
Und warf es auf die Erde.
Herr Walter stand von Knien auf,
Sein Sprüchlein war zu Ende,
Macht' still des Kreuzes Zeichen drauf
Und ballte dann die Hände.

Und schlug! „Hui, Mönchlein, sieh dich vor!“
Der eine seht' sich nieder,
Der andre legte sich aufs Ohr,
Doch auf stand keiner wieder.
Herr Walter aber säumte sich
Nicht viel mit müß'gen Reden
Und schlug sie alle säuberlich,
Mit einem Schlag jedweden.

Und als mehr keiner aufrecht stand,
Sein Beten zu gefährden,
Herr Walter hob mit ruh'ger Hand
Das Kreuzlein von der Erden.
Kniet' hin und schlug an seine Brust,
Sich Gott, wie's ziemt, zu nah'n,
Und atmete nicht schneller just,
Als wie er sonst getan.

26. Die alte Stadtmauer Rigas.

H. Seuberlich.

Hermann Seuberlich, geb. 1878 in Kurland, Architekt und Dozent am Polytechnikum in Riga.

Als Bischof Albert im Jahre 1201 die Stadt Riga gründete, war er vor allem darauf bedacht, ihr einen sicheren Schutz vor feindlichen Überfällen zu schaffen. Der Platz, den er wählte, war günstig. Er war von drei Seiten mit Wasser umgeben; im Westen begrenzte ihn die Düna, und im Süden und Osten gewährte ein kleiner Nebenfluß oder Nebenarm der Düna einigen Schutz vor den

Überfällen der Heiden. Dieses Flüsschen soll die Rige geheißen haben, wurde aber späterhin immer der Riesing genannt. Auf der Nordseite der neuen Stadt wurde ein breiter, tiefer Graben angelegt. Allein genügende Sicherheit wurde dadurch noch nicht erreicht; besonders im Winter, wenn sich die Gräben mit Eis bedeckt hatten, war die junge Ansiedlung den Angriffen der kriegerischen Eingeborenen doch sehr ausgesetzt. Bischof Albert begann daher sofort den Bau einer starken steinernen Stadtmauer, welche die Stadt von allen Seiten umschloß und der beste und stärkste Schutz Rigas wurde.

Es kamen aber immer wieder neue Ansiedler hinzu. Schon nach zehn Jahren war innerhalb der Stadtmauer kein Platz mehr, und viele siedelten sich außerhalb der Stadt an. Bischof Albert faßte daher den Plan, die Stadt zu erweitern, und als sie im Jahre 1215 vollständig abbrannte, benutzte er diese Gelegenheit. Der nördliche Teil der Mauer, der noch nicht fertig war, blieb unbeendet, und ein ebenso großes Stück wie das alte Stadtgebiet wurde mit einer neuen Mauer umgeben. Aber beinaß hundert Jahre ist an dieser gewaltigen Mauer gearbeitet worden; häufige Überfälle, Uneinigkeiten der Bürger und Fehden mit dem Orden hielten das Fortschreiten der Arbeit sehr auf. Erst im Jahre 1300 wird die Stadtmauer mit allen Thürmen und Befestigungen fertig und hat dann mehr als dreihundert Jahre Riga geschirmt und verteidigt, bis die immer wirksamer werdenden Feuerwaffen eine andere Art Schutz verlangten.

Die Stadtmauer war nach allen Regeln der damaligen Kriegsbaukunst errichtet. Schon ihre Höhe von beinaß dreißig Fuß und ihre Dicke von sechs Fuß machten sie zu einem sehr wirksamen Schutz für die Einwohner. Aber sie war auch noch mit Zinnen und Schießscharten versehen und hatte einen Wehrgang. Das ist ein mit einem Dach versehener Holzbau auf der Mauer, von dem aus der Feind bequem beschossen werden konnte, wodurch die Verteidigung bei einem Angriff sehr erleichtert wurde. Die den Angriffen am meisten ausgesetzten Stellen, wie die Tore und Ecken, waren durch starke Thürme besonders geschützt und befestigt. An der Innenseite der Mauer führte um die ganze Stadt eine Straße herum, die Lärm- oder Alarmgasse genannt; sie war für die Verteidigung der Stadt von größter Wichtigkeit. An einigen Stellen hat sich diese Gasse bis heute erhalten und führt sogar noch diese Namen; aber auch die Kunststraße, die Reußische Straße und die Kleine Peitaustraße sind Überreste dieser Stadtmaurgasse.

Von der Stadtmauer selbst ist viel mehr erhalten, als äußerlich sichtbar ist, und genügend viel, um ihren Verlauf mit Genauigkeit feststellen zu können. Die Mauerreste sind nur durch daran gebaute Häuser verdeckt. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nämlich wurden von den Schweden neue Befestigungen, Erdwälle und Gräben, angelegt, von denen noch der Stadtkanal und der Basteiberg Zeugnis geben. Die alte Stadtmauer wurde dadurch ihrer Bestimmung entzogen, und man gestattete den Bürgern, ihre Häuser direkt daran zu bauen. Diese Erlaubnis wurde ausgiebig benutzt, weil es auf diese Weise möglich war, bei den Bauten eine Mauer zu sparen. Die Stadtmauer ist daher in allen alten Häusern der genannten kleinen Straßen zu finden, wenn auch nicht immer in ihrer vollen Höhe. So sind sämtliche Häuser der Innenseite der Schmiedestraße an die Stadtmauer angebaut, wodurch diese Straße ihre krumme Gestalt bekommen hat. Ebenso ist die Mauer längs der ganzen Lärmstraße erhalten. Auf der Düna-seite ist sie durch den Bau der großen neuen Häuser zum größten Teil vernichtet und nur noch an wenigen Stellen sind Reste zu finden. — Ja sogar von dem Teil der Stadtmauer, der bei der Erweiterung der Stadt im Jahre 1215 einging, sind in den Kellern der Häuser zwischen der Neustraße und Rosenstraße Spuren vorhanden. Dieser Teil der Stadtmauer hat demnach von der Schmiedestraße in der Richtung der Pferdestraße und Neustraße zur Düna geführt; die Rosenstraße ist ein Teil jener Lärm- oder Marmgasse, wie sie bis 1215 ihren Verlauf hatte.

Die erweiterte Stadtmauer führte längs der Düna in beinahe gerader Linie vom äußeren, großen Turm des Schlosses, der der Heiligengeistturm hieß, bis zur Marstallstraße. Von hier an folgte sie dem Lauf des Riesings, d. h. der heutigen Schmiedestraße, bis zum Pulverturm und führte von hier in einer geraden Linie wieder bis zum Heiligengeistturm. Die Länge dieses ungeheuren Bauwerks betrug ungefähr zwei und eine halbe Werst. Die Türme waren meist in Pfeilschußweite voneinander angelegt und befanden sich neben einem Tor. Ihre Zahl läßt sich nicht mehr genau feststellen. Die meisten sind zerstört, aber auch die urkundlichen Nachrichten sind nicht immer zuverlässig und widersprechen sich öfters. Vierundzwanzig Türme lassen sich aber mit Bestimmtheit nachweisen. Die Zahl der Tore und Pforten jedoch dürfte noch größer gewesen sein, da Fälle bekannt sind, daß kleine Pfortchen durch keinen Turm geschützt wurden.

Das wichtigste Tor auf der Landseite war die Sandpforte, weil dort die einzige Stelle war, wo man kein Wasser zu passieren hatte. Dem entsprechend war der Sandturm, der heutige Pulverturm, besonders stark angelegt, und um seinen Besitz sind viele heftige Kämpfe ausgefochten worden. Auf der andern Seite der Stadt war der Heiligengeistturm besonders wichtig als der erste an der Düna. Dieser alte Stadtturm ist der zur Düna liegende Turm des jetzigen Schlosses, das erst später an ihn angebaut wurde. Er ist der am besten erhaltene Turm Rigas. Noch wichtiger war die Marstallpforte und der Marstallturm, denn dieser hatte den Zugang zum Hafen zu verteidigen. Der Hafen war der an der Mündung sehr erweiterte und vertiefte Riesing; er war so groß, daß die ganze Flotte Rigas in ihm Platz hatte.

Außer den erwähnten Türmen sind aber noch einige mehr oder weniger erhalten. In der Alarmstraße, einer kleinen Sackgasse der Herrenstraße, steht noch der Rigemundeturm, der jetzt als Speicher dient. Er ist so in die anstoßenden Häuser eingebaut, daß man ihn kaum bemerkt. Hinter dem Ritterhause befindet sich der fünfzehn Fuß hohe Rest eines Turmes, welcher der Jungfrauenturm genannt wurde. Vor hundert Jahren war er noch vollständig erhalten. Ein Turm steht in dem Hause neben der Durchfahrt von der Brauerstraße zur Turmstraße; er hieß der „Corn achter der russischen Straten“. Ein anderer bedeutend kleinerer befindet sich auf der Strecke zwischen diesem und dem Pulverturm. Sein Name ist nicht zu ermitteln. Von mehreren andern Türmen sind die Fundamente und andere Reste bei Neubauten freigelegt worden. Beim Bau des Hauses an der Ecke der Schmiedestraße und Stallstraße kam der Ellernbrockturm zum Vorschein und beim Bau des neuen Hauses am Ende der Marstallstraße der Marstallturm, der fünfzehn Fuß dicke Mauern hatte. Von den andern Türmen existiert nichts mehr, wenigstens weiß man nichts mehr von ihnen, als uns alte Karten und Bilder zeigen.

Bis zum Jahre 1330 stand die Stadtmauer in ihrer vollen Ausdehnung. In diesem Jahr wurden die Bürger von dem Ordensmeister Eberhard von Monheim besiegt. Der ließ einen großen Teil der Stadtmauer um den Heiligengeistturm niederreißen und erbaute auf dieser Stelle das heutige Schloß. Als besondere Demütigung wurde den Bürgern nicht gestattet, die in der Stadtmauer entstandene Lücke zu schließen. Über 120 Jahre, bis 1454, mußten sie das Loch in der Mauer dulden. Dann erst gelang es ihnen,

sich den Aufbau der Mauer zwischen Stadt und Schloß zu erzwingen. Sie führte mit einem Bogen am Schloß vorbei; beginnend gleich hinter dem Jungfrauenturm, zog sie sich zur Schloßstraße, wo ein Turm errichtet wurde, und führte von hier in der Richtung der Anglikanischen Straße zur Düna. Das Ordenschloß lag somit außerhalb der Stadt und erhielt seine eigenen Befestigungen und seinen Wassergraben.

Von dieser Zeit ab wird die Stadtmauer nicht mehr verändert, und die alten Abbildungen von Riga aus dem 16. und 17. Jahrhundert, besonders ein alter Kupferstich aus dem Jahre 1612, der im Dommuseum hängt, zeigen, wie stattlich die Stadtmauer ausgesehen hat.

27. Auf der Flucht.

O. v. Schilling, Tandaradei. Lieder eines Kurländers. Riga 1907.
Otto von Schilling, geb. 1874 in Mitau, lebt in Riga als Redakteur an der „Rigaschen Zeitung“.

Den ganzen Tag im Kettenhemd
Voll Schweiß und Blut geritten.
Die Freunde tot, die Straße fremd,
Die Heimkehr abgeschnitten.

Das Schwert entzwei, der Helm verbeult,
Der Schild gespickt mit Pfeilen.
Horch, wie der Wolf im Dickicht heult —
Nicht rasten, vorwärtseilen!

Die Sonne sinkt, der Gaul wird matt,
Rings Schrecken und Verderben.
Ach Gott, jetzt eine Lagerstatt,
Und wär's auch nur zum Sterben!

28. Anschlag auf Fellin im Jahre 1345.

M. Thiel, Unterhaltungen aus der vaterländischen Geschichte für die Jugend. Riga 1856.

Matthias Thiel, geb. 1775 in Riga, Oberpastor an der dortigen St. Petrikirche, gest. 1845.

Im Jahre 1345 faßten die Esten den mörderischen Entschluß, die Ritter in der Burg Fellin bei Nacht zu überfallen und sie im Schlafe umzubringen. Sie hatten bei Überbringung ihrer Abgabe die Säcke statt mit Korn mit Bauern angefüllt, die in der Nacht

über die Ritter herfallen sollten. Aber eine Mutter, die für das Leben ihres Sohnes, der mit zu den Verschworenen gehörte, zu besorgt war, entdeckte den Rittern den Anschlag und bat sich dafür das Leben ihres Sohnes zur Belohnung aus. Sie hatte den Sack, in dem er sich befand, in dieser Absicht bezeichnet und von den Rittern das Versprechen erhalten, daß er verschont werden sollte. Schon brach die Abenddämmerung an, die versteckten Bauern ließen sich in die Burg fahren und erwarteten eben den Einbruch der Nacht, um ihr Vorhaben zu vollführen, als die Ritter über sie herfielen und sie in ihrem selbstgewählten Gefängnisse erstachen. Der gerettete Sohn wurde zu seinem größten Erstaunen der ängstlich harrenden Mutter wiedergegeben, die ihm unter tausend Freudestränen das vermeinte Wunder seiner Rettung erklärte.

29. Eine Sage von Schloß Dondangen.

E. v. S. in der „Baltischen Jugendschrift“. Jahrgang 1901.

In jener fernen Zeit, auf die kein Mensch sich mehr besinnen kann, soll einst ein junger Schloßherr von Dondangen ein wunderbares Erlebnis gehabt haben. Als er eines Tages durch seinen Wald ritt, hörte er sich plötzlich in tiefer Stille von einem feinen Stimmchen anrufen; suchend und umherschauend erkannte er ein winziges Männchen, das aber eine Krone trug und mit feierlicher Miene an den Schloßherrn herantrat. Es erklärte, daß es der Elfenkönig wäre, und bat um die Vergünstigung, eine Hochzeit, die sein Völkchen zu feiern gedächte, in den Räumen des Schlosses, und zwar im Rittersaal, begehen zu dürfen. Der Schloßherr hatte seinen Spaß an dieser Bitte und sagte freudig zu. Das Elfenmännchen stellte aber noch die Bedingung, daß niemand das Fest belauschen dürfe, und verlangte von dem Besitzer des Schlosses ein unverbrüchliches Schweigen, widrigenfalls er es einst sehr bereuen würde, dem Wunsch nicht nachgekommen zu sein. Auch hierauf gab der Schloßherr nun eine zustimmende Antwort und hatte gewiß auch die Absicht, sein Versprechen zu halten. Als er aber dann gemütlich daheim war und neben seiner Frau saß, lockte es ihn, ihr das wunderbare Erlebnis zu erzählen, natürlich unter der Bedingung, daß auch sie tiefes Stillschweigen bewahren würde. Vielleicht hätte sie das auch getan, aber der Schloßherr selbst hatte sein Versprechen doch schon gebrochen, und die Strafe sollte nicht ausbleiben.

Die Schloßherrin hatte eine sehr neugierige Jungfer, und diese hatte hinter der Tür dem Gespräch der Herrschaften gelauscht und

brannte nun darauf, das Zauberfest des kleinen Elfenvölkchens heimlich mitanzusehen. So schlich sie sich denn nachts leise, leise an die Thür des Rittersaals, und durch eine Spalte schaute sie hinein. So feenhaft und herrlich war der Raum verwandelt, so blendend erleuchtet, die kleine Braut war so lieblich, als sie im goldnen Wagen hineingetragen wurde, daß der armen Jungfer ein Ruf des Erstaunens und Entzückens entfuhr. In demselben Augenblick aber ertönte ein lauter Donnerschlag und die ganze Herrlichkeit war verschwunden. — Behend entfloß die Jungfer und begriff nun erst, wie strafbar ihre Neugierde gewesen war und welch ein Unheil sie angerichtet hatte. Aber leider war es geschehen. Noch einmal trat der Elfenkönig zürnend vor den Schloßherrn und verkündigte ihm, daß zur Strafe für das nicht gehaltene Versprechen ihm und keinem ferneren Besitzer von Dondangen jemals in den Räumen des alten Schlosses ein Erbe geboren werden sollte, es sei denn, daß die kleine Birke, die auf dem vorspringenden Stein an der Nordseite des Schlosses aus dem alten Mauerwerk hervorgesprossen sei, so groß und stark geworden sein würde, daß man eine Wiege daraus zimmern könnte.

Nun herrschte natürlich Schrecken in Schloß Dondangen und die Betrübniß wurde immer größer, als der Fluch des Elfenkönigs sich wirklich zu erfüllen schien. Die arme neugierige Jungfer aber fand auch ihre Strafe: sie irrte oft ruhelos umher, nicht nur, so lange sie lebte, sondern sie mußte auch noch ihr Grab verlassen, um in stillen Nächten durch das Schloß zu schleichen. Wer einmal nachts umherging von den Bewohnern des Schlosses, meinte sie dann gesehen zu haben. Das grüne Kleid, das sie getragen hatte, als sie das Unheil anrichtete, konnte sie auch nicht mehr ablegen, und als „grüne Jungfer“ wurde sie nun das Gespenst des alten Schlosses.

Jener Schloßherr hatte aber wirklich keine Kinder, und Dondangen ging von Geschlecht zu Geschlecht immer auf Seitenlinien über; wenn aber einmal vom Vater auf den Sohn, so war dieser schon geboren, bevor sein Vater Besitzer von Dondangen wurde.

Die kleine Birke grünte unterdes still weiter und stand als Mahnung an die alte Sage und ihren Fluch auf ihrem engen Stein. Dieser Stein hatte in katholischen Zeiten ein Muttergottesbild getragen, und schon von diesem ging eine schauerliche Sage. Zwei Ritter, Brüder, sollten gerade an dieser Stelle einen bösen Kampf miteinander gefochten haben, und in diesem Augenblick hatte sich das heilige Bild von seinem Platz gelöst und war heruntergestürzt,

einen der Kämpfer erschlagend. Wie ein freundlicher Friedensbote war dann das Bäumchen aus der Mauer hervorgeschossen. Wie sollte es aber auf dem engen Platz gedeihen und zu einem starken Baum werden? Niemand konnte sich denken, wie sich wohl die von dem Elfenkönig gestellte Bedingung erfüllen sollte.

Und wieder zog ein junges Paar in Dondangen ein und gedachte in seinem Glück nicht der alten Sage, sondern nur der Güte Gottes, die ihm das schöne Heim aufgetan hatte. Aber gerade zu jener Zeit verlor die kleine Birke ihre Lebenskraft und verdorrte.

Was sollte das nun dem jungen Paar bedeuten? Die Mutter des Mannes war eine fromme Frau und nahm das nicht als böses Vorzeichen, ließ nur ganz still das Bäumchen herunternehmen und bewahrte es, bis eine Wiege gezimmert werden mußte. Der Stamm des Bäumchens hatte zwar nur die Dicke einer Faust erreicht, aber die alte Schloßherrin hatte ihre eignen Gedanken. Sie ließ in die Wiege, die von dunklem Rüsterholz angefertigt wurde, sehr kunstvoll eine ganz kleine, helle Wiege von Birkenholz einlegen, und so war das Bäumchen doch in eine Wiege hineingezimmert. Nach zwei Jahren lag dann auch ein kräftiger kleiner Knabe in ihr. Nun war der böse Zauber aus den Gedanken der Menschen gebannt. In der alten Schloßkirche wurde das Knäblein getauft, und es folgten ihm noch Brüder und Schwestern, die alle in die kleine Wiege gebettet wurden.

30. Andreas Knopfen in Riga.

L. Girgensohn.

Vgl. Nr. 16.

Überall in Livland und Estland seufzte man unter dem Joch der römischen Kirche. Die Mönche und niedern Geistlichen waren ungebildet und roh. Sie schreckten und quälten die Leute, der Ablasshandel blühte. Die um ihr Seelenheil besorgten, verängstigten Gemüther fanden nirgends Beistand und Rat. Die höheren Geistlichen waren zugleich vornehme Herren, die mit weltlichen Dingen mehr zu tun hatten als mit kirchlichen. Andere waren große Gelehrte, aber sie zogen sich erschreckt vor der Zuchtlosigkeit ihrer Umgebung in ihre Zelle zurück und wagten es nicht, dem Unheil zu steuern.

Da vernahm man auch an der Düna, am Embach und am Glint den Sang der Wittenbergischen Nachtigall. Der rigasche Stadtschreiber Johann Lohmüller schrieb Luther, daß dessen Schriften in Riga eifrig gelesen würden, und 1520 klagte Johann Blanken-

feld, Bischof von Dorpat und Reval, daß in der Embachstadt die Anhänger der neuen Lehre sich bedenklich mehrten. Die livländische Geistlichkeit fühlte sich beunruhigt und wendete sich mit der Bitte um Hilfe gegen die Ausbreitung der Bewegung an Kaiser Karl V. Dieser erließ am 12. Januar 1521 eine Verordnung, in welcher er den Ordensmeister Walter von Plettenberg und die Magistrate der Hansastädte zum Schutz des rigaschen Erzbistums und der livländischen Bistümer aufrief. Aber Städte und Ritterschaften vereinigten sich, um den Umtrieben des Erzbischofs entgegenzutreten. Dies ist der Zeitpunkt, wo Andreas Knopken nach Riga zurückkehrte. Mit Freuden empfingen ihn seine Freunde, Johannes Lohmüller, der Ratmann Durkop und andere. Was die Gemüter bewegte, wurde ihm vorgetragen, überall sollte er helfen und raten. Aber Andreas Knopken war ein stiller Mann, der mit ruhiger Besonnenheit handelte. Er wandte sich nicht diesem oder jenem zu, er trat nicht Beachtung fordernd mit seinen Ansichten hervor. Er suchte erst heimisch zu werden, er sah und hörte und bewegte alles in seinem Herzen. Mit einem Empfehlungsschreiben von Luthers Freunde Melancthon versehen, erhielt er seine frühere Hilfsprediger-Stelle an der Petrikirche, wo sein Bruder Jakob Domherr und Pfarrer war. Im ersten halben Jahr, berichtet sein Bruder, erregte er keinen Anstoß bei der Geistlichkeit, ja, er predigte dem streng katholischen Kirchherrn Hildebrand Lützens zu Dank. Aber bald trat er mit dem vollen evangelischen Bekenntnis hervor, seine Anhänger mehrten sich, und sein Bruder Jakob jubelte, daß „das ewige, allmächtige, reine Wort, welches um unserer Sünde willen so lange im Dunkeln und Verborgenen gelegen, aus Gnade und Barmherzigkeit Gottes nun wieder hervorgebrochen und ans Licht gebracht sei“. Doch die katholischen Geistlichen setzten bald eine Verfolgung ins Werk. Sie wagten es nicht, Andreas anzugreifen, der bei der Bürgerschaft große Liebe genoß, aber sie wußten doch, ihn kränkend zu treffen, indem sie den ältern Bruder anfeindeten. Jakob konnte sich der Tücke nicht erwehren, er verließ das Land und ging 1523 nach Wittenberg, wo er sich im selben Jahre als „Jacobus Knopken Livoniensis“ unter die Studierenden eintragen ließ. Dies ist die letzte Nachricht, die wir über den Bruder unseres Reformators haben.

Andreas setzte seine Tätigkeit fort. Im Kreise rigischer Bürger hielt er Vorträge über den Römerbrief, die 1524 in Wittenberg gedruckt worden sind. Im selben Jahre schon war eine zweite Ausgabe nötig, eine dritte erschien 1525 in Straßburg und im selben Jahre noch eine vierte. Außerdem wurden die Vorlesungen

in Abschriften vervielfältigt und verbreitet. Sein Ansehen wuchs, seine Feinde waren ratlos. Der rigasche Erzbischof Jasper Linde wandte sich Hilfe heischend an den Ordensmeister Plettenberg, dieser schlug ein „amicables Colloquium“*) zwischen Knopfen und den päpstlichen Geistlichen vor. Am 12. Juni 1522 fand diese erste öffentliche Besprechung in der Petrikirche statt. Ein feierlicher, entscheidender Augenblick, der für Gegenwart und Zukunft feststellen sollte, ob der römisch-katholische oder der evangelisch-lutherische Geist in der hohen Petrikirche, in der Stadt, im Lande der herrschende werden sollte! In der Kirche, auf der Seite des Ratsgestühls, standen Andreas Knopfen, Durkop und andere Ratsmitglieder, ihnen gegenüber, bei der Kanzel, einige katholische Geistliche. Bis auf den letzten Platz füllte die Gemeinde das Gotteshaus, der Bedeutung dieser Stunde wohl bewußt. Um von draußen, wo große Scharen der Entscheidung harrten, ein gewaltsames Eindringen zu verhindern, hielten evangelisch gesinnte Bürger vor den Kirchentüren Wache. Andreas Knopfen hatte in fünfzehn Sätzen, Thesen genannt, seinen evangelischen Glauben aufgesetzt und verteidigte sie, jeden Einwand der Gegner kräftig aus der Heiligen Schrift widerlegend.

So blieb er Sieger zum Jubel der evangelisch gesinnten Bürgerschaft. Auf dem von Plettenberg vorgeschlagenen, vom Erzbischof zugegebenen Wege waren die Katholischen geschlagen worden. Der Ruf nach Reformen hallte durch Stadt und Land, aber die Häupter der alten Kirche schenkten ihm kein Gehör. Im Gegenteil, auf dem Landtage zu Wolmar im Juni 1522 war das Auftreten der Bischöfe so anmaßend und ihr Widerspruch gegen jede Reform und Neuerung so schroff, daß sich die Städte Reval, Riga, Dorpat und die Ritterschaften vereinigten und jede Einmischung in Glaubenssachen von seiten der Katholischen einhellig zurückwiesen. Kleinmütig, in der Stille verließen die stolzen Prälaten den Landtag.

Jetzt handelten der Rat und die beiden Gilden von Riga selbständig, ohne Rücksicht auf den Erzbischof. Sie traten zusammen und wählten Andreas Knopfen zum Hauptprediger, und bereits am 23. Oktober 1522 hielt er seine Antrittspredigt in seiner Petrikirche als erster evangelisch-lutherischer Oberpastor.

Von nun an hielten sich die Bürger Rigas zur lutherischen Lehre. Es erwuchsen dem Reformator treue Mitarbeiter. Der feurige Redner Tegetmeier wurde am 1. Advent 1522 Pastor an der Ja-

*) Freundschaftliches Gespräch.

kobikirche; Nikolaus Ramm war lettischer Pastor und predigte den Letten in ihrer Sprache, zuerst in der Jakobi-, später in der Johanniskirche.

Nachdem die evangelische Kirche begründet worden war, galt es, den Gottesdienst zu ordnen. Die deutsche Sprache wurde an Stelle der lateinischen eingeführt, und 1530 erschien das rigasche Gesangbuch, in dem das Lutherlied: „Ein feste Burg ist unser Gott“ zuerst in niederdeutscher Sprache gedruckt worden ist. Aber auch Andreas Knopfen dichtete für dieses Gesangbuch Lieder. So lautet z. B. der erste Vers eines nach dem 23. Psalm gedichteten Gesanges:

Was kann uns ankommen für Not,
So uns der Herr weidet
Und speiset uns mit Himmelsbrot
Und auf die Weide leitet,
Dazu erquicket unsern Mut
Und kühlet mit dem Wasser gut
Sein's werten, heil'gen Geistes?

Um Andreas bei der Ordnung des Gottesdienstes zu helfen, wurde vom Rat Dr. Briesmann aus Königsberg berufen, ein Mann, der mit Luther in Verbindung stand und dem der Reformator aus Wittenberg in einem Brief 1529 schrieb: „Grüßt mir Andreas Knopfen, meinen alten Mitarbeiter und treuen Diener in Christo.“ Treue, Bescheidenheit, ruhige Pflichterfüllung, das waren die Grundsteine, mit denen der Pastor von St. Peter seinen großen Erneuerungsbau anfang. Der feste Mörtel, der das Gefüge verband und widerstandsfähig machte bis auf unsere Tage, war das Vertrauen im Glauben auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit und der hohe Mut, trotz Anfeindung und Lebensgefahr für die innere Überzeugung mit kraftvollen Worten einzutreten.

So arbeitete der Pastor Andreas Knopfen als Erneuerer und Seelenhirt, bis sein himmlischer Vater ihn abrief. In den Aufzeichnungen eines rigaschen Bürgers heißt es 1539: „Den 18. Februar verstarb in dem allmächtigen Gott unser lieber, treuer Pastor, Herr Andreas Knopfen, dem der ewige Gott gnädig und barmherzig möge sein, Amen. Den 20. ließ ich ihn aus Herrn Konrad Durkops Haus tragen und in St. Peter vor dem Altar begraben. Da er der erste gewesen, der das heilige Evangelium in Livland gepflanzt hat, so hat auch Gott wunderbar verfügt, daß die Gesandten der Städte Dorpat und Reval ihm feierlich gefolget sind und ihn zur Ruhe bestattet haben.“

31. Schlange und Feile.

B. Waldis, Esopus, herausgegeben von Tittmann. Leipzig 1882.

Aber Burchard Waldis vergleiche das folgende Stück.

In einer Werkstatt lag 'ne Feile.
Die Schlang' ersah's, lief hin mit Eile,
Biß drein, begann daran zu nagen.
Des lacht' die Feil', sprach: „Laß dir sagen,
Ich wollt' dir alle Zäh'n' zerreißen,
Eh' du mir sollst ein Stück ausbeißen;
Darum dich wider mich nicht leg',
Stahl, Eisen ich zu fressen pfleg'.“

Ein jeder sehe wohl sich vor,
Dem Stärkern widerstrebt — der Tor.
Sich einem Größern widersetzen
Und auf ihn seine Zähne wehen,
Das heißt, umsonst den Mund verzerren,
Ihn wie ein Backofen aufzusperren.

32. Burchard Waldis, Kannengießer und Poet.

L. Girgensohn.

Vgl. Nr. 16.

Am Ende des 15. Jahrhunderts wurden fast um dieselbe Zeit zwei Dichter geboren, Hans Sachs in Nürnberg und Burchard Waldis in Allendorf an der Werra.

Hans Sachs war der Sohn eines Schneiders, wurde Schuhmacher und klopfte auf dem Sohlleder den Taft zu seinen Reimen, die vielfach dazu dienten, die Reformation zu verherrlichen und die Lehren Luthers dem Volke zuzutragen. Auf ihn wurde der Scherzvers gemacht:

Hans Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu.

Burchard Waldis entstammte einem reichen Patrizierhause und wurde nacheinander Mönch, geheimer Bote in wichtigen Staatsgeschäften, Kannengießer und evangelischer Pastor. Bei all diesen Berufen war und blieb auch er Dichter und diente mit seinen Versen der Reformation in Riga wie Hans Sachs in Nürnberg. Seine Eltern hatten Landbesitz in der Umgegend der Stadt Allendorf. Noch heute heißt der große Allendorfer Stadtforst „der Waldis“.

Burchard erhielt eine gute Erziehung, wurde Mönch und reiste viel, auch nach Italien. Dann wanderte er gen Osten, 1522 war er in Riga beim Erzbischof Jasper Linde tätig, wie man von ihm höhniſch ſagte, als Pfaffendiener. Als ſich der Erzbischof gegen die evangeliſch geſinnten Einwohner und Geiſtlichen Rigas nicht mehr zu behaupten wußte, ſandte er Burchard Waldis und zwei andere Mönche mit der Bitte um Hilfe nach Deutschland zu Kaiſer Karl V. Dieſer gab ihnen die Vollmacht, Stadt und Land in die Reichsacht zu erklären, falls ſich die Abtrünnigen nicht wieder zur alleinſeligmachenden katholiſchen Kirche bekehren und den Erzbischof in alle Rechte und Einkünfte einſetzen ſollten. Dieſer Beſcheid aus Deutschland war ſchon vor Rückkehr der Mönche dem Rat und den lutheriſchen Paſtoren gemeldet worden. Man beſchloß in Riga, den Bürgern die Aufregung über dieſe Nachricht zu erſparen, durch deren Verkündigung es leicht zu Aufruhr und Blutvergießen hätte kommen können, und lauerte den kaiſerlichen Boten auf. Ihr Schifflein ſollte am Schloſſe landen, trieb jedoch einer der Stadtpforten zu. Burchard Waldis und ſein Begleiter wurden von den Wächtern ergriffen und in das Gefängnis geworfen. Inzwiſchen war Jasper Linde geſtorben, und ſein Nachfolger Johann Blankenfeld war der Bürgerſchaft gegenüber machtlos und konnte die Geſandten nicht ſchützen. So mußte Burchard Waldis im Gefängnis bleiben, doch aus der ſchweren Zeit erwuchs ihm Segen: er wurde mit der neuen Glaubenslehre bekannt. Wahrscheinlich hat ihn der treue Seelſorger Andreas Knopfen oft beſucht, die feurigen Worte Tegetmeiers werden ihn erſchüttert haben, und das ſichere Auftreten des Ratsmanns Durſop ſowie der Bürger, die nur nach innerer Überzeugung handelten, wird ihn zu reiflichem Nachdenken gezwungen haben. Er trat zum lutheriſchen Bekenntnis über und wurde wenige Wochen nach der Gefangennahme in Freiheit geſetzt. Nun wurde aus dem Mönch ein Kannengießer. In der Schalſtraße, an der Pforte zur Düna kaufte er ſich ein Haus, wurde ein tüchtiger Handwerker und angeſehener Bürger Rigas. Mit emſiger Hand formte er ſeine Zinngefäße, die die Borten in den Wohnstuben der rigiſchen Patrizier ſchmückten. Das Treiben der Stadt flutete an ſeinem Fenſter vorüber, und des Abends beſprach er behaglich in den Bildſtuben die Tagesereignisse. Da formte er das Neue, das er ſah und erlebte, ebenſo geſchickt wie die Zinngefäße, in Worte und Verſe. Es entſtanden Fabeln, manch luſtiger Spottvers, ein guter Spruch, ein geiſtliches Lied in buntem Durcheinander. Wenn's Frühling wurde, packte er ſeine ſchönen Geräte ein und zog hinaus

übers Meer nach Westen in die großen Städte auf die Märkte. Da erzählte er dann wohl:

„Mitten im Sommer ich einst kam
In Holland hin gen Amsterdam;
Traf's sich, daß eben Jahrmarkt war,
Wie um die selbig Zeit all Jahr.“

Oder er schilderte die Rückfahrt:

„Einstmals, da ich zu Lübeck war,
Gedacht nach Riga mit meiner War'
Zur seewärts auf ein Schiff zu fahren,
Auf daß ich möcht' damit ersparen
Zu Land den langen, bösen Weg,
Der mich oft gemacht hat faul und träg.“ —

Am 17. Februar 1527 wurde in Riga ein Fastnachtsspiel „der verlorene Sohn“ aufgeführt. Burchard Waldis hatte es geschrieben. Alt und jung versammelte sich, man liebte die Fastnachtsschwänke, aber an jenem 17. Februar war man besonders gespannt, denn der Dichter gehörte zu den Zuschauern. Erst trat der Aktor auf. Dieser hatte den Menschen den Sinn des Stückes darzutun und auch während der Aufführung zuweilen einzelne Stellen zu erklären. Er legte allen ans Herz, daß sie allein durch den Glauben erlöst worden seien:

„Aus rechter Gnad' und eitel Gunst,
Ohn all unser Zutun, Werk und Kunst.“

Dann stand ein Schulkind auf und verlas das Evangelium vom verlorenen Sohn, worauf das Schauspiel anhub. Es wurde mit großer Spannung und Rührung angesehen. Zum Schluß sprach daselbe Kind einen kurzen Segen. Man ging zufrieden und stolz auf den rigischen Reformations-Dichter heim.

Auch auf andere Weise verdiente sich Burchard Waldis den Dank seiner Mitbürger. Als eine neue Münze eingeführt werden sollte, wurde er um Rat gefragt und gab so genauen Bescheid, daß man ihn für einen Münzpräger hätte halten können. Andreas Knopfen zog ihn bei Herstellung der Kirchenordnung hinzu, und er verfaßte ein „Gebet zu Gott“ für dieselbe. Er dichtete viele Fabeln, Possen und Schwänke; zu seinen schönsten Werken aber gehören die Psalmen, geistliche Lieder, die früher in allen Gesangbüchern Deutschlands standen und viele Menschen erquickt haben. Burchard Waldis hat sie in großer Not während einer zweiten Gefangenschaft gedichtet. Er hatte sich nämlich an einer Verschwörung gegen den Deutschen Orden und den Erzbischof beteiligt. Dafür mußte er

in schwerer Haft büßen, wurde sogar gefoltert. Als er endlich seine Freiheit wiedererlangte, ging er in seine Heimat, studierte in Wittenberg Theologie und starb 1556 oder 1557 als Pfarrer in Abterode am Fuße des Meißners in Hessen. Zum Schluß sei hier seine Um-dichtung des 127. Psalmes mitgeteilt, die wir im Fastnachtspiel vom verlorenen Sohn finden. Sie lautet:

Wo Gott nicht selbst das Haus aufricht't
Und schafft all' Ding darinne,
Da ist mit uns nichts ausgericht't,
Verlor'n sind Stärk' und Sinne.
All' Müh' und Sorg' vergebens geht,
Wo Gottes Hilf' nicht bei uns steht,
All' Arbeit ist verloren.

Wo Gott nicht selbst bewahrt die Stadt
Und baut all' Tür'n und Tore,
Da hilft kein Geld noch Menschenrat,
Ist Stärk' und Macht verloren.
Wo Gott der Herr nicht wachen tut,
Da ist umsonst all' Wacht und Hut,
All' Kunst und List muß fallen.

Drum laßt uns trauen auf Sein Wort
Und sehn nach Seinen Händen;
Er wird uns helfen hie und dort,
Wir werden nicht zu Schanden.
Den Köcher Er uns füllen will,
So haben wir gewonnen Spiel
Vor unsern Feinden allen.

33. Seiltänzer in Reval im Jahre 1547.

Balthasar Ruffows Eivländische Chronik, aus dem Plattdeutschen
übersetzt von Ed. Pabst. Reval 1845.

Balthasar Ruffow, im Lande geb. um 1525, Prediger in Reval, gest. 1600. In
einer Chronik ist besonders wichtig die Schilderung der Zeit, die er miterlebte.

Anno 1547 sind etliche Abenteuerer aus Welschland nach Eiv-
land gekommen, welche flieger und wunderliche Gaukler gewesen
sind. Und als sie der Stadt Reval ihren Dienst anboten, hat ein
Rat ein groß unmäßig lang Kabeltau schlagen lassen, welches von
S. Olai hoher Spitze bis auf die Keeperbahn gereicht hat. Und als
daselbige Tau steif und fest gewunden und gebunden war, sind
alle Tore der Stadt zugeschlossen worden, ausgenommen das große
Strandtor allein, wo die ganze Gemeine, jung und alt, hinaus-
gegangen ist, solch Spektakel der flieger anzuschauen. Als nun all

das Volk da draußen gewesen ist, da hat einer von den Gauflern auf demselbigen Tawe außerhalb des Turmes in der Luft gar hoch von der Erde solch ein seltsam Spektakel geübt, daß es sehr wunderbarlich und auch von wegen der großen Höhe sehr gräulich und erschrecklich anzusehen gewesen ist. Und als derselbige lange genug sein Wunder betrieben, da ist ein anderer längs demselbigen Tau über alle Gräben, Teiche und Stadtwälle gar eilig und schnell bis auf die Reeperbahn geflogen. Solches haben sie in den andern livländischen Städten gleichfalls betrieben.

34. Der Revalsche Rosengarten.

Balthasar Ruffows Livländische Chronik, aus dem Plattdeutschen
überseht von Ed. Pabst. Reval 1845.

Vgl. Nr. 35.

Der Revalsche Rosengarten hat gelegen vor dem großen Strandtore, gar nah an dem großen Zwinger*) der Stadt, welcher Garten in den guten Jahren von den Kaufleuten mit Erdreich hoch erhaben und zu einem hohen Plane und lustigen Prospekt**) in die See und andre Örter umher zu beschauen gemacht worden, da eine Mauer rund um und um gegangen, auf daß da keine Schweine und ander Vieh aufkommen konnten; und mittewegs auf dem Plane stund ein hoher und lustiger grüner Baum mit langen und breiten Zweigen, unter welchem Baum etliche Bänke umher gemacht waren. Da haben sie auch täglich mit aller Lust und Freude zugeesehen, wie die Schiffe aller Nation ein- und ausgegelen und lavierten mit großer Prahlerei und allewege, wenn sie kamen oder wegsegelten, auf der Reede gewaltige Ehren- oder Freudenschüsse taten. Und wenn die Kaufgesellen zu Schiffe gehen und aus dem Lande segeln wollten, sind sie von den Bürgern, Gesellen, Frauen und Jungfern auf den Rosengarten begleitet worden, wo sie den Abschied unter dem grünen Baum getrunken und in allen Freuden gesungen und gesprungen haben. Zulezt aber, in der andern moskowitzischen Belagerung, ist dieser herrliche Lust- und Freudengarten umgewühlt und zu einem Trauergarten geworden, daraus die Revalschen nun einen Graben und einen Wall, vor dem großen Zwinger am großen Strandtor gelegen, gemacht haben.

*) Einer der noch heute stehenden, zur Stadtmauer gehörenden Türme, wegen seines großen Umfangs „die dicke Margarete“ genannt.

**) Ausischt.

35. Hans Bühring (Dezember 1577)*).

G. v. Hirschheydt in der Gedichtsammlung „Unsere Heimat“. Riga 1906.

Gustav von Hirschheydt, geb. 1853 in Walk, lebt in Wenden.

Was regt sich's von Mannen zu Treiden im Schloß?
Herr Bühring, der wackre, steigt nachts auf sein Roß.

Herr Bühring von Treiden, du sattelst gar spät,
Das gilt eine rasche und heimliche Tat.

Sie reiten wie Sturmwind den Hohlweg zu Tal,
Im Mondenschein blinkt es von funkelndem Stahl.

Im Ost dämmert Frührot aus Nebeln hervor,
Sie halten vor Wendens geschlossenem Tor.

Herr Bühring von Treiden, hast richtig gedacht:
Man zechte im Remter bis tief in die Nacht! —

Die Burg liegt so einsam und still wie das Grab,
Am Torwege raffelt die Brücke herab.

Wie Schatten so huscht es an Leitern empor,
Der Schlachtrupf schlägt gellend den Schläfern ans Ohr.

Verzweifelt Ringen, Gestöhn und Gestampf,
Kaum hat er begonnen, so endet der Kampf.

Am Himmel erglänzt es, die Sonne bricht durch,
Sie schaut auf die Toten herab in der Burg.

Sie grüßt auf den Zinnen der Freiheit Panier —
Herr Bühring von Treiden, das dankte man dir!

36. Wie eine rigische Bürgermeisterin ihren Ehemann rettete.

M. Thiel, Unterhaltungen aus der vaterländischen Geschichte für die Jugend. Riga 1838.

Vgl. Nr. 28.

In der Zeit des Kalenderstreits wurde der älteste Bürgermeister, Kaspar zum Berge, arretiert und aufs Rathhaus gesetzt, weil er in dem Verdachte stand, als habe er die Freiheit der Stadt untergraben. Da das Volk auf den Magistrat erbittert war, so fürchtete

*) Nachdem der Großfürst von Moskau, Iwan der Schreckliche, am 31. August 1577 Wenden erobert hatte, wurde dieses feste Schloß am Ende desselben Jahres den Russen durch diesen kühnen Handstreich für kurze Zeit entzogen.

man, daß der würdige Greis als Verräter betrachtet werden könnte. Voll Unruhe begab sich seine Ehegattin mit den beiden jüngsten Kindern nach der Gildestube, wo die Bürger versammelt waren, und wollte fußfällig eine Fürbitte für ihren Mann tun. Aber sie ward nicht vorgelassen. Da sie indessen besorgte, es könne ihrem Manne übel ergehen, wagte sie ein Mittel zu seiner Befreiung, bei der ihr die damalige Schleiertracht sehr zu statten kam. „Sie fuhr — sagt die Chronik — nach dem Rathhause im Schlitten, obgleich es im Junius war, wie denn das der Gebrauch, daß die Weiber, sonderlich was etwas Vornehmes ist, Winter und Sommer im Schlitten fahren.“ (Diese Art Schlitten hießen Butten, waren nur mit einem Pferde bespannt, auf dem der Kutscher saß, und noch vor etwa dreißig Jahren*) zu allen Jahreszeiten in Riga gebräuchlich.) — „Sie verlangte Erlaubnis, daß sie zu ihrem Herrn würde eingelassen, beredete sich mit ihm und fuhr wieder nach Hause. Zwei Tage darnach machte sie sich wieder fertig, fuhr nach dem Rathhause und wurde von dem Wachtmeister, ohne wahrgenommenen Befehl des Bürgermeisters, zu ihrem Herrn gelassen. Weil nun der Gebrauch unter den Frauen und Jungfrauen war, daß, wenn sie ausfahren oder ausgehen wollten, sie sich zuvor mit langen, weißen Tüchern ihr Haupt bebanden, daß man von ihrem Angesichte nur die Augen sehen konnte; also tat auch die Bürgermeisterin aus großer Liebe zu ihrem Herrn. Sie legte ihm ihre Kleider an und bedeckte mit ihrem Tuch seine Haare und langen Bart, daß man ihn nicht erkannte und er also davonkam. Nachdem ein Rat und Bürgerschaft solches erfahren, ist sie freigelassen und von andern vornehmen Frauen mit großer Freude nach Hause gebracht worden.“

37. Der schlafende König.

Schwedische Sage, mitgeteilt in: K. Rußwurm, Sagen aus Hapsal, der Wieß, Osel und Runö. Reval 1861.

Vgl. Nr. 9.

Vor vielen Jahren hielt ein dänischer König, der die Insel Worms mit Gewalt der Waffen erobert hatte, sein Nachtlager in dem Dorfe Norby, und zwar in dem Gesinde Hetmann. Ehe er sich schlafen legte, sagte er: „Wenn ich diese Nacht ruhig schlafen kann, will ich das Dorf verschonen; sonst wird es morgen abgebrannt.“ Alles war sogleich still, das Vieh wurde entfernt, die Hähne

*) Also um 1800.

in den Wald gebracht, und bald lag stiller Friede über der ganzen Gegend, so daß der König fest einschlief. Doch saßen die Wirtsleute ängstlich horchend im Vorhause, um jede etwa entstehende Störung sogleich entfernen zu können.

Um Mitternacht glaubte die Wirtin im Zimmer des Königs etwas sich bewegen zu hören, schlich leise hinein und entdeckte im falben Mondscheine auf dem Tische etwas, von dem ein regelmäßiges Nagen oder Picken ausging. In der Meinung, es sei eine Maus, die des Königs Kleider zernagen oder ihn gar aus dem Schlafe wecken könne, schlug sie darauf und zertrümmerte — des Königs Uhr.

Als am andern Morgen die Sonne aufging, lag der König noch im festen Schlafe, und als er erwachte, fühlte er sich so gestärkt und zufrieden, daß er Befehl gab, gegen die Bewohner des Dorfes keine Feindseligkeiten vorzunehmen. Beim Ankleiden bemerkte er, daß seine Uhr zerstört sei, ließ unwillig sogleich die Wirtsleute holen und bedrohte sie mit strenger Strafe. Zitternd fiel die Wirtin vor ihm auf die Knie, erzählte von ihrem Irrtum und von ihrer Sorge für des Königs Kleider und Ruhe und bat um Gnade und Verschonung. Gerührt und lachend über ihre Unwissenheit, verzieh ihr der König und verließ das Dorf voller Huld, begleitet von den dankbaren Segenswünschen der Bauern.

38. Die Hochzeit zu Busby.

Schwedische Sage, mitgeteilt in: K. Rufwurm, Sagen aus Hapsal, der Wieß, Osel und Runö. Reval 1861.

Vgl. Nr. 9.

Die Bauern zu Busby auf der Insel Worms waren ehemals reiche Leute; auf jedem der fünfzehn Haken dieses Dorfes wohnte nur ein Bauer. Aber sie trieben großen Übermut. Die jungen Burschen zum Beispiel ritten auf ihren stolzen Pferden nie ohne Sattel und trugen große Reiterstiefel mit Sporen; die Mädchen schmückten sich mit goldenen und silbernen Ringen und Spangen. In einem Jahre waren in Busby fünfzehn Hochzeiten, bei denen es hoch herging; außerdem lebten da fünfzehn Paare, welche sich gar nicht hatten trauen lassen. Der Tanz, das Essen und Trinken hatte kein Ende. So tanzten sie in ihrem Übermut und in der Trunkenheit nach der Musik des Dudelsacks auch im Freien. Da erschien aus dem Wasser ein Meeremann, wie eine große menschliche Gestalt, mischte sich unter die Tanzenden, und da der Spielmann nicht so spielte, wie es der Meeremann verlangte, packte dieser ihn beim Kopf, drehte

ihm den Hals um und nahm dann selbst das Instrument zur Hand, auf welchem er mit solcher Meisterschaft blies, daß alle in wilder Lust und Freude herumtanzten. Als er endlich wieder aufstand und ins Meer zurückkehrte, folgte ihm die ganze Gesellschaft tanzend nach und versank ins Meer. Zu gleicher Zeit wurde das Dorf vom Meere überschwemmt, und nur ein Bräutigam rettete sich auf den Boden einer Kornkammer und zog an seinem Gürtel, der mit messingnen Schnallen verziert war, auch seine Braut nach sich. Als die Bewohner der andern Dörfer nach Busby kamen, fanden sie den Ort wie ausgestorben; der Musitant war das einzige menschliche Wesen, das sich vorfand, aber er war tot und an einer Tür gekreuzigt; neben ihm lag sein Dudelsack. Nach längerem Suchen gab sich auch das versteckte Brautpaar zu erkennen.

Der Edelhof auf Worms zog infolge dieser Begebenheit das Dorf Busby ein, dessen Gebiet jetzt die Felder von Magnushof bildet. Die Wormsichen aber, die noch heutzutage den Weg zu zeigen wissen, auf welchem die Unglücklichen in die See gelangt sind, verabscheuen seitdem den Gebrauch des Dudelsacks.

39. Wie man sich zu Herzog Jakobs Zeiten in Mitau vergnügte.

O. v. Mirbach, Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob. 2. Aufl. Mitau 1846.

Otto Freiherr von Mirbach, aus Kurland, geb. 1776, gest. 1855.

Gestern hatten wir eine lustige und glänzende Schlittensfahrt, bei der man Löwen und Tiger, Delphine, Tauben, Schwäne, Schildkröten, Drachen und andere Ungeheuer sah, versteht sich weder lebendig, noch gebraten auf dem Tisch, sondern in Holz schön geschnitzt, vergoldet oder versilbert und vorn auf den Schlitten paradierend. Die Pferde trugen Feder- und künstliche Blumenbüschel auf den Köpfen und waren mit kostbaren, tief herabhängenden Decken geschmückt, an die man Hunderte von Schellen und Glöckchen befestigt hatte. Als der ganze Zug von mehr als sechzig Schlitten, den vierundzwanzig Trompeten und einige Paar Pauken eröffneten, sich in Bewegung gesetzt hatte, gab es einen Lärm, den man in Paris vielleicht höllisch genannt hätte.

Die Gesellschaft versammelte sich nachmittags in der Königsstraße und fuhr gerade aufs Schloß, um den jüngern Teil der fürstlichen Familie aufzunehmen. Nun ging der lange Zug die Brückengasse und die Breite Straße hinunter, die Grabenstraße

herauf, um den Markt herum, in die neue Liebesstraße; aus dieser längs dem Wall durch die kleine Pforte, in die Armesündergasse, die fürstlichen Gärten entlang zum Wassersteig, dann durch die Herrenstraße in die Jost Möllersche, wieder auf den Markt, auf den Fluß, aufs Schloß und zurück in die Stadt*).

Auf dem Markt angekommen, als es schon dunkel zu werden anfang, schlug der Landgraf von Hessen-Homburg, der seit der Belagerung von Kopenhagen Feuer und Flamme weder für sich, noch für andere scheut, vor, um die Schlittensfahrt fortzusetzen, Fackeln herbeizuschaffen, die Prinz Alexander in eigener Person vom Schloß zu holen sich bereit fand. Man zündete zwei für jeden Schlitten an und gab dem Zuge das Ansehen eines Lavastromes, der sich langsam durch die Straßen der Stadt wälzte. Zu gleicher Zeit erschienen Lichter an den Fenstern und Lampen vor den Türen. Manche öffnete sich gastfreundlich und bewirtete die Gesellschaft mit Wein und Kuchen oder auch nur mit Warmbier und Bierkäse. So erquickt oder wenigstens erwärmt, jubelten wir fort durch die Straßen der Stadt, ohne uns viel an das grämliche Gesicht des großen und dicken Stadtvogts Jost Möller zu kehren, der mehr für sein Haus und die Straße, der er den Namen gegeben, als der Landgraf Friedrich für sein hölzernes Bein besorgt schien und einige untertänige, jedoch vergebliche Vorstellungen machte. Man rief ihm scherzend die Verse zu, die irgend ein Witzbold auf den Riesen geschmiedet hatte:

Möller, der zum erstenmal
Dieser Stadt Gerichtsvogt worden,
Leuchtet in der Väter Zahl
Wie Bootes gegen Norden.**)

und fuhr lachend weiter. Gut war es jedoch, daß Papa Jakobus aus seinem Fenster die Gefahr nicht sehen konnte, in der seine Haupt-

*) Zu Herzog Jakobs Zeiten hieß die jetzige Katholische Straße die Königs-, die Schreiberstraße die Graben-, die Judenstraße (Doblesche Straße) die Liebes-, die Poststraße die Jost Möllersche, die Große Straße die Breite, die Schloßstraße die Brückengasse, die Palaisstraße die Herren-, die Grünhoffsche Straße die Armesündergasse und die Bachstraße der Wassersteig. Wo jetzt die Katharinenstraße sich befindet, waren ehemals die fürstlichen Gärten.

***) Die Grabinschrift des Stadtvogts Jost Möller auf dem deutschen Kirchhofe lautet:

Minden war mein Vaterland,
Mitau Haus und Speisekammer,
Wo ich Glück und Ehre fand,
Auch dabei viel Kreuz und Jammer;
Ich kam her mit einem Stab,
Nehm' auch nichts mit in das Grab.

und Residenzstadt schwebte. Sie hätte leicht ein Raub der Flammen werden können, da bis auf die beiden Kirchen und das sogenannte Steinhaus auf dem Markt, in welchem sich die Accise befindet, alle Häuser in Mitau von Holz, sehr niedrig und größtenteils mit Stroh gedeckt sind. Es geschah indessen kein Unglück bei dieser langen und feurigen Schlittensfahrt, die mit einem guten Abendessen, einer ziemlich schlechten Komödie und einem Ball bei Hofe endigte.

40. Hannes von Rochelitz.

fr. Cziesch in der Gedichtsammlung „Gedichte aus Riga“. Riga 1893.

Friedrich Cziesch, geb. 1841 in Riga, gest. daselbst 1905.

Das war zu Herzog Jakobs Zeit.

Der sprach! „'s ist Sünde und Schande,

Die Herren treiben das Ding zu weit,

Kein Sonntag gilt mehr im Lande!

Das Echo der Glocken am Tage des Herrn,

Nur Hifthörner sind es von nah und von fern! —

Noch bin ich in Kurland der Herzog!“

Herr Jakob erließ ein strenges Mandat

Zur Steuer der Missetaten,

Und wer von den Herren dagegentat,

Zahlt Buße rund hundert Dukaten.

„Aut, aut — es wird durch den Sonntagszoll

Entweder die Kirch' oder Kasse mir voll“,

Denkt weise von Kurland der Herzog.

Auf seiner Väter ererbtem Sitz

Saß damals gerade am Ruder

Der baumlange Ritter von Rochelitz,

Herr Hannes, ein lustiger Bruder.

War einem, so ihm, der Erlaß ein Dorn,

Es schwillt ihm der Kamm und die Ader vor Zorn —

„Was soll das, Herr Jakob von Kurland?“

Er wendet voll Ingrimms das harte Papier,

Beschaut es von vorn und von hinten —

„Ich darf nicht jagen in meinem Revier?

Herr Herzog, mir scheinen das Finten!

Und nehmt's nicht für ungut: auf solchen Erlaß,

Da pfeif' ich, Hannes von Rochelitz, was,

Und seid Ihr auch Herzog von Kurland!“

Der nächste Tag ein Sonntag gleich war.
Herr Hannes zog aus mit der Meute;
Die Hirsche waren in Kurland nicht rar,
Heim bringt er sich einen als Beute.
Und als er den leckeren Bissen verzehrt,
Da ward auch der Humpen mancher geleert:
„Ei, prosit! Herr Jakob von Kurland!

In Euer Hoheit gewaltsamen Brief,
Da mag sich ein andrer drin schicken;
Steht's mir in der Küche für Montag schief,
So will ich auch sonntags sie spicken.“
Und übermuthsvoll erschallt's durch den Saal:
„Ich komme, Herr Jakob, Euch noch einmal:
Ei, prosit! Herr Herzog von Kurland!“

Zu bald nur tat ihm Herr Jakob Bescheid:
Es half kein Weigern, kein Grollen —
Der Ritter mußte, in Gram zwar und Leid,
Die hundert Dukaten zollen.
„Denn, zollt er sie nicht, verfällt mir sein Gut,
Dem Rochelitz brech' ich den Übermut —
Noch bin ich in Kurland der Herzog!“

Schon hatten zwei Winter mit Eis und Schnee
Verhüllt um Mitau die Fluren
Und auch aus Herrn Hannes der Buße Weh
Verweht bis auf wenige Spuren,
Da traf es sich, daß im Schlosse hielt Raft
Der König Sobieski, ein ruhmvoller Gast;
Des freute sich höchlichst Herr Jakob.

Und Boten eilten gen Ost und West
Zu ihres Fürsten Getreuen:
„Zum Fest, ihr Herren, ins Schloß zum Fest!
Die Fahrt soll euch nimmer gereuen!
Auch Unseres Landes vielschöne Zier,
Die Frauen und Fräulein entbieten Wir,
Wir, Jakob, in Kurland der Herzog!“

In festlicher Pracht, im kostbarsten Kleid
Zu kommen, war vorgeschrieben;
Das Fest, es war ja dem Helden geweiht,
Dem Mann, der die Türken vertrieben.

Nie strahlten die Säle in ähnlichem Glanz,
Und Stolz erfüllte Herrn Jakob ganz,
Vom Gottesländchen den Herzog.

Aus Gold und Gestein bricht blendend das Licht,
Es schwelgt in Samt und in Seide,
Und federn nickten, die Perlschnur flicht
Durchs Haar sich als köstlich Geschmeide.
Nie sah seinen Adel in solcher Pracht
Herr Jakob, und seine Seele lacht,
Er preist sich als Herzog in Kurland.

Des Gastes harrend, öffnet der Wirt
Die goldene Schnupftabaksdose —
Da hält er inne . . . Das Auge irrt . . .
„Was soll hier die schäbige Hose?
Sie dünkt mich aus Leder, für Stallknechte gut . . .
Herr Ritter, ihr büßt mir den Übermut,
So wahr ich in Kurland der Herzog!

’s ist Rochelitz, wenn mich nicht alles trägt —“
Und winkt ihn herbei aus der Ecke,
Wo unbefangen und stillvergnügt
Stand Hannes, der muntere Recke.
„Wird also von Euch der Pole geehrt?
Ich selbst, bin ich besseren Kleides nicht wert,
Ich, Jakob, der Herzog in Kurland?“

Und Hannes erwidert mit schelmischem Blick:
„Herr Herzog, so war es befohlen;
Gesäumt hab’ ich nicht, das kostbarste Stück
Hervor aus dem Spind mir zu holen.
Es ist mit hundert Dukaten belegt,
Und sehn will ich den, der teurer es trägt
Im Gottesländchen, in Kurland.

Gedenket des Hirschens, den damals ich schoß.
Ich muß’ mich zur Buße verstehen.
Doch ließ aus der Haut ich, so sehr’s mich verdross,
Die kostbare Hose mir nähen.
Und hab’ ich gesündigt mit diesem Kleid,
Bin gern ich zu neuer Buße bereit,
Mein gnädiger Herzog in Kurland.“

Da lächelt Herr Jakob mit mildem Sinn:
„Geht, wechselt die kostbare Hofe;
Der glückliche Einfall, der bringt Euch Gewinn:
Zur Buße nehmt hier meine Dose.
Doch treibt mit dem Sonntag hinsüro kein Spiel —
Im übrigen leid' ich 'nen Schuß übers Ziel,
Ich bleibe Eu'r gnädiger Herzog!“

41. Wassersnot in Riga im Jahre 1709.

M. Thiel, Unterhaltungen aus der vaterländischen Geschichte für
die Jugend. Riga 1838.

Vgl. Nr. 28.

Schon der Anfang des Jahres 1709 schien es Riga durch eine außerordentliche Naturerscheinung anzukündigen, was es im Laufe desselben erfahren sollte. Im November des vorhergehenden Jahres wütete ein verheerender Sturm, der viele Dächer von den Wohnhäusern und selbst das der Domkirche herabstürzte. Das angeschwollene Wasser führte Häuser mit Menschen und Tieren fort, trieb Schiffe ans Land und zerschmetterte sie. Hierauf trat eine anhaltende, strenge Kälte ein, die so hoch stieg, daß das Wasser in geheizten Zimmern fror. Alle Obstbäume waren verloren; die Wasserrohren in der Stadt gingen zu; viele Menschen erstarren vor Kälte. Im Strome waren zweiundzwanzig Schiffe eingefroren und erwarteten das Frühjahr, um ausgeeist zu werden. Erst am 26. März fiel Tauwetter ein; aber es war wegen des fünf Fuß dicken Eises unmöglich, die Schiffe zu retten. Nachdem das Tauwetter gegen zwölf Tage angehalten hatte, brach das Eis am Abend des 9. April, indes die See noch einige Meilen weit zugefroren war. Das Krachen der ungeheuren Eismassen; das Zertrümmern der Schiffe, die von ihnen erdrückt wurden; das wilde Rauschen des Stromes; das Angstgeschrei der Bestürzten, die in dunkler Nacht die Gefahr mit jedem Augenblick wachsen sahen; das Hereindringen des Wassers, das schon die Stadttore gesprengt hatte und in den Straßen sechs Fuß hoch stieg, woran der an der Karlsporte befindliche Stein noch jetzt erinnert: alles dies malt uns das Bild des Schreckens und der Angst, von denen die damaligen Bewohner auf den Hölmern wie in der Stadt ergriffen gewesen sein müssen. Die Dunkelheit der Nacht vermehrte die allgemeine Bestürzung und erschwerte jede Hilfe. Von den kleinen am Riesing stehenden Häusern waren nur die Spitzen zu sehen; in der Domkirche wurden die Bänke vom einströmenden

Wasser aufgehoben und schwammen umher; die Leichensteine, die damals den Fußboden der Kirche ausmachten, stürzten in die ausgespülten Gräber; Leichen kamen auf die Oberfläche des Wassers; in der Kirche und dem Kreuzgang, wo man auf Balken fuhr, fing man Fische. Dies bezeichnet noch jetzt die metallene Platte in der Mauer der Domkirche, der Sakristei gegenüber, auf welcher man in einer Höhe von vier Fuß Fische im Wasser abgebildet findet. Die Inschrift ist: „Höhe des Wassers am 13. April 1709.“ — Nach diesem Tage fiel das Wasser sechs Fuß, stand aber noch auf der Spilwe, den Hölmern und der Weide sehr hoch. Von Benkensholm allein waren zweiundfünfzig Häuser weggeschwemmt. Dieser Eisgang war einer der schrecklichsten für Riga, so wie das Jahr selbst, dessen Schicksal er anzukündigen schien.

42. Die Reime auf Estlands Provinzen.

Auf Grund mündlicher Aelterlieferung mitgeteilt von Ed. Pabst in seinem Werke „Bunte Bilder“. Reval 1856.

Vgl. Nr. 7.

In der Wieß, da sind sie rief;
 In Harrien, da wohnen die Kargen;
 In Wierland, da ist gut Bierland;
 In Jerwen, da möcht' ich leben und sterben.

43. Knappe Tiden.

Ed. Pabst im „Revalschen Kalender“. 1867.

Vgl. Nr. 7.

Der Kaiser Peter saß inmitten seiner guten revalschen Freunde und aß zu Mittag in eines Bürgermeisters Hause. Die ehrsame Frau Bürgermeisterin reichte in eigener Person dem hohen Gaste und ihren sonstigen Tischgenossen die Speisen dar, voller Freude, daß es ihm und allen so wunderbar schmeckte. Zwar geriet sie hin und wieder in eine gewisse Besorgnis, wenn sie daran dachte, daß der Kaiser drüben in seinem St. Petersburg doch am Ende wohl bessere Gerichte vorgesetzt bekäme, als sie es jetzt in Reval vermochte; indes, die freundlichen Blicke des Herrschers, die ihr jedesmal begegneten, sooft sie mit einer neuen Tracht herannahte, verscheuchten alsbald ihre hausmütterlichen Sorgen.

Aber endlich müssen denn doch die Strömlinge noch heran, die braungebackenen Strömlinge, ach, obwohl auf das sorgfältigste und schmackhafteste zugerichtet, doch an und für sich ein so ordinäres

Essen! Was wird der Kaiser dazu sagen? Die Bürgermeisterin bringt die Schüssel, überreicht sie mit Zittern; der Kaiser spricht: „Min gode fru Borgermeistersche, wat is dat?“ — Sagte er das im Unwillen über die gemeine Kost? Die Frau wenigstens glaubt es, und stammelnd erwidert sie: „Gnädige Herr Kaiser, nehmet vorleef! Et sind knappe Tiden,“ was zu Hochdeutsch heißt: „Gnädiger Herr Kaiser, nehmet fürlieb! Es sind knappe, teure Zeiten.“ — „Ach, Knappetiden!“ sagte der hohe Herr und aß die Fische mit großem Behagen. Wer aber war froher als die Bürgermeisterin, die, als der Kaiser hernach mit der Gesellschaft aufbrach, um in Lantings Garten hinten am Tönnisberge Kegel zu schieben, aus dem Munde ihres Herrn und Gebieters noch einen freundlichen Dank für ihre prächtige Bewirtung vernehmen mußte!

Und es geschah nach Verlauf einiger Zeit, daß der Rat der Stadt Reval ein Schreiben aus St. Petersburg empfing, darin gemeldet stand, daß er, der Rat, dem Kaiser Peter den Gefallen tun und eine Quantität Knappetiden herüberschicken sollte, die da in Reval zu haben wären und dem Kaiser an des Bürgermeisters Tische bei der und der Gelegenheit so wohl behagt hätten. Da war guter Rat teuer beim Räte zu Reval, weil niemand erriet, was des Kaisers Begehr sein möchte. Ohne einen Beschluß gefaßt zu haben, welche Dinge man denn als Knappetiden eigentlich nach St. Petersburg schicken sollte, ging man trübsinnig wieder auseinander. „Ach du mein Himmel!“ rief die Bürgermeisterin daheim hochofrenut, als sie von ihrem Gatten die Sache erfuhr. „Ja, mein guter Herr und Kaiser, ich weiß schon, was du verlangst!“ — Und schwamm bald hernach mit gutem Winde eine feine Sammlung jener knappen Tiden in allerliebsten Tönnchen zur Newa hin, daneben ein Duzend dunkelgrüner Burken mit Killos, die kamen extra.

44. Der Stoß Peters des Großen.

Dr. Bertram, Baltische Skizzen. 4. Aufl. Reval 1904.

Georg Julius von Schulz, nannte sich als Schriftsteller Dr. Bertram, geb. in Reval 1808, gest. in Wien 1876, bekannt als baltischer Humorist und Dialektdichter. (Der Verfasser erzählt, daß er bei einem Besuch auf dem Gute Klosterhof in Estland auch in die große Bibliothek gekommen sei, und knüpft daran folgende Anekdote):

In der schönen Bibliothek, deren mächtiges Fenster auf den See ging, standen mehrere kunstvoll geschnitzte Schränke mit lauter Prachtausgaben klassischer Werke. In jedem Bande war am Deckel inwendig das gravierte Familienwappen eingeklebt. Die Einbände

waren meist sehr verschieden, je nach dem Geschmack der Generationen. Man sah, daß viele Jahrhunderte gesammelt hatten. Als ich den Homer in Quart von Madame Dacier herausnehmen wollte, hinderte mich ein langer, quer vor den Büchern liegender Gegenstand in einem Überzuge von Plüsch.

„Ah! das ist Peters des Großen Stock,“ sagte der Domschüler und zog ihn aus der Scheide. Es war ein schönes spanisches Rohr, ohne Knoten, aus einem Schuß und wohl fünf Fuß lang.

„Mein Großvater, so erzählte nun der Hausherr, hatte Nachricht erhalten, der Kaiser, der, um einen Hafen anzulegen, in Baltischport gewesen war, werde zu Mittag nach Klosterhof kommen. Er ließ alle Anstalten zu einem splendiden Mahl im Ahnensaal machen. Als der Kaiser, hungrig und unwirsch, in den ihm schon bekannten kleineren Speisesaal trat und nichts bereit fand, glaubte er an Ungehorsam oder Ungastlichkeit und sagte meinem Urgroßvater: „Wo Jy mi also ausverschampten traktieren wullt, so denn io!“

Und damit gab er ihm einen Schlag mit dem Rohr. In dem Augenblick ertönte aber Musik, die Flügeltüren zum Ahnensaal öffneten sich, und eine Tafel mit Silberzeug und zahllosen Wachskerzen strahlte ihm nebst delikatem Speisegeruch entgegen.

Peter stand da, erstaunt, sann einen Augenblick nach und sprach: „Bitt Jy eine Gnaden ut! J willet Jy giwen, bei Kaiserparol!“

„Nu, so denn bitt i hans Kaiserliken Majesteten um det kaiserliken Rörstock tom Ungedenken!“

45. Die Pest auf Rogö.

N. Graf Reh binder in Pabsts „Bunten Bildern“. Reval 1856.

Nikolai Graf Reh binder, geb. 1823 auf dem Gute Saak in Estland, gest. 1876 in Dorpat.

Im Jahre 1710 wütete die Pest oder der schwarze Tod in ganz Estland. Schrecken ging vor dem Würger her, und Wehklagen folgten ihm. Die Städte wurden menschenleer, in den Dörfern starben ganze Gefinde aus, und an wenig bewohnten Stellen ward die Erscheinung eines Menschen etwas Wunderbares.

Nur die Insel Rogö war verschont geblieben, und ihre Bewohner dankten dem Himmel, daß des Meeres Wellen ihr Eiland umschlossen und der Seuche nicht hindurchzudringen gestatteten.

Eines Tages stieß ein Boot vom Festlande ab, um nach der Insel zu fahren. Siehe, da kam ein großer, schwarzer Mann daher,

einen langen Spieß in der Hand, und schwang sich mit einem kühnen Satze ebenfalls ins Boot. Von denen, die drin waren, konnte ihn keiner sehen, aber sie fühlten die Erschütterung, und ein nie gekanntes Unbehagen erfüllte alle.

Als sie der Insel näher kamen, sahen Bauern am Strande das Boot und auch den schwarzen Mann, der unbeweglich am Steuer saß. Sie verwunderten sich und riefen: „Wer sitzt denn bei euch am Steuer? Wer ist der Schwarze?“ Aber niemand antwortete, im Boote herrschte Schweigen; denn es lagen in demselben nur — Leichen.

Der schwarze Mann jedoch sprang jach ans Ufer und fuhr unter die, so am Strande standen, daß sie alsbald hinsanken wie Bäume des Waldes, die der Sturm bricht. Die Hand des Todes hatte sie berührt, und sie verhauchten schnell, doch qualvoll ihr Leben. Nur wenige konnten entfliehen, und diese erfüllten die Insel mit dem Gezerer: „Weh, weh uns! Der schwarze Tod ist herübergekommen, und wir alle sind seine Opfer!“

Von diesem Augenblicke an blieb der schwarze Mann keine Sekunde müßig. Er ging umher, und wo er in ein Haus oder in eine Hütte trat, da ward es stille. Der Greis wie der Säugling an der Mutterbrust und mit ihm die Mutter, der kräftige Jüngling wie das Mädchen, das er sich zur Braut erkoren, der starke Mann und das Weib, das er sich heimgeführt: sie alle sanken vor dem Todesblick des fürchterlichen Gastes, und bald waren der Überlebenden nicht mehr genug, die Toten zu begraben. Einige sahen den Unhold, andere nicht; keiner aber hatte es gewagt, ihn anzureden; denn die Lippe erstarrte vor Schrecken und schloß sich dann für ewig.

Da begab es sich, daß eines Abends ein altes Mütterchen allein an ihrem Spinnrade saß. Draußen tobte ein schweres Gewitter, und große Tropfen fielen prasselnd auf das morsche Dach der Hütte. Da öffnete sich die Thür, und über die Schwelle schritt, beleuchtet vom Feuer des Blitzes, der schwarze Mann, schweigsam und lautlos wie immer, den Spieß in der Rechten. Die Alte fühlte, wie sich die Haare auf ihrem Haupte sträubten. Schon schüttelte Eiseskälte ihre Glieder, da faßte sie sich ein Herz und rief:

„Im Namen Gottes, sei gegrüßt!“

„Genug!“ schrie der schwarze Mann und hob die Hand. Die Alte fühlte die Lebenswärme zurückkehren. Sie schaute um sich — der Gräßliche war nicht mehr zu sehen.

Draußen grollte der Donner fort und fort, und beim Leuchten der Blitze sahen Bauern den schwarzen Mann auf einem Boote, allein und unbeweglich am Steuer sitzend, von der Insel wegfahren.

Zur selbigen Stunde hatte aber das Sterben aufgehört.

46. Die Steindenkmale der Hungersnot.

f. Kreuzwald, Estnische Märchen, übersetzt von f. Löwe. Dorpat 1881.
Friedrich Reinhold Kreuzwald, geb. 1803 zu Jömpfer in Estland, lebte als Arzt in Werro, gest. 1882 in Dorpat. Sammler und Herausgeber des estnischen National-epos „Kalewipoeg“.

Wer je nach Palms gekommen ist, der hat wohl auch jene Steinhaufen gesehen, welche an vielen Orten auf den Gutsfeldern stehen. Wie die alten Leute zu erzählen wissen, sind jene Steinhaufen alle zur Zeit einer schweren Hungersnot zusammengetragen worden, was so zuging: Die Besitzer des Gutes Palms, die Herren von Pahlen, hatten seit unvordenklichen Zeiten die Gewohnheit, einen reichen Getreidevorrat in den Gutskleten*) anzusammeln, auf daß, wenn einmal die Leute durch Mißwachs Mangel litten, die Gutsklete sie bis zur neuen Ernte ernähren könnte. Da geschah es, daß eines Jahres eine so bittere Hungersnot in Estland herrschte, daß die Leute aller Orten hinstarben wie die Fliegen. Wer aber zu seinem Glücke noch so viel Kraft hatte, sich nach Palms aufzumachen, der war gerettet. Daher kamen hier nach und nach Hunderte von Menschen zusammen, welche der Herr von Pahlen aus seiner Klete versorgte, und es war ein so reicher Gottesseggen vorhanden, daß die Kornkasten nicht leer wurden. Obgleich nun der Herr dafür keine Arbeit von den Leuten verlangte und sie zu keinerlei Leistung anhielt, sondern ihnen aus Erbarmen das Brot gab, so hielten es doch die Leute für ihre Pflicht, für den Herrn irgend eine Arbeit zum Dank für seine Wohlthat auszuführen. Weil nun die Pahlenschen Felder sehr steinig waren, so faßten die Leute einmütig den Beschluß, alle Steine von den Feldern abzusammeln und in Haufen aufzutürmen. Diese Steinhaufen führen deshalb den Namen „Steindenkmale der Hungersnot“. Man sagt ferner, daß seit der Zeit bis auf unsere Tage herab die Pahlenschen Felder reich gesegnet sind, und wenn auch ringsum Mißwachs eintritt, so bleiben diese Felder doch bewahrt, weil die Tränen der Hungrigen sie betaut haben und die Dankgebete der Gesättigten zu Gottes Ohr gedrungen sind.

*) Klete: niederdeutsches Lehnwort aus dem Slawischen.

47. Aberglaube unter dem Landvolk vor hundert Jahren.

E. v. Bergmann, Von unsern Vorfahren. Berlin 1896. (Als Manuscript gedruckt.)

Ernst von Bergmann, geb. 1836 in Riga, gest. 1907 in Berlin, berühmter Chirurg. (Der um die baltische Volkskunde verdiente Pastor Gustav von Bergmann, geb. 1749 auf dem Pastorat Neuermühlen bei Riga, gest. als Pastor in Rujen 1814, berichtet in seinem Tagebuche folgendes über heidnische Gebräuche der Bauern):

Einen alten Baum oder einen öden Platz, auf dem ein abgebranntes Haus gestanden, zäunen sie ein und bringen dort der Erd-Mutter ein Opfer von erster Milch, von Butter, von Hühnern, meist am Georgen-Tage (23. April). Zuweilen opfern sie ihr auch einen schwarzen Hahn. Diese Opferstellen sind sehr heilig geachtet; wer ihnen ein Leid zufügt, über den Zaun springt, mit dem Pfluge drüber fährt, einen Zweig abbricht oder den Baum abhauen will, dem widerfährt ein Unglück: er stirbt plötzlich oder wird blind oder sprachlos.

Als ich von diesem närrischen Wesen gehört hatte, predigte ich am nächsten Sonntage, wie ungereimt Menschen handeln, welche Gott nicht für mächtig, gütig, segnend, wohlthuend und reich genug hielten und sich nicht an diesem einzigen Gotte genügen ließen, sondern hingingen, um von einem leblosen Steine oder Baume, die ohne Sprache und ohne Sinne wären, Segen und Gedeihen zu begehren. Dadurch vernachlässigten sie den wahren Gott und begingen eine Sünde, um welcher willen Gott ehemals ganze Völker von der Erde hätte vertilgen lassen. Kurz darauf kam ein Bauer und entdeckte mir, daß er von seinen verstorbenen Eltern einen heiligen Ort zu warten empfangen hätte; er habe nun nach meiner Warnung aufgehört zu opfern, aber sein Weib und seine Knechte weinten ihm täglich vor, wegen des Unglücks und Unsegens, die über sein Haus kommen würden. Auch wäre nach unterlassenem Opferdienste der Opferstein verschwunden, bis er, auf unablässiges Zuraten, sich an einen entfernten Zauberer gewandt, der ihm denselben aus einem entlegenen Moraste zurückgebracht hätte. Weil ihm aber meine darüber gehaltene Predigt zu sehr im Sinne läge, so bäte er mich, ihn von seiner Angst zu befreien.

Ich hieß den Bauern frohen Mutes sein und erbot mich, seinen Götzen zu besuchen. Ins Gesinde *) gekommen, ließ ich mich zu dem

*) Gesinde ist in dieser Bedeutung nur in unserer Heimat gebräuchlich.

Baume führen, den ein alter, hinfälliger Zaun umschloß. Als ich, ein Stück vom Zaune niederreißend, den Opferplatz betrat, schrien alle um Erbarmen, ich sollte mein Leben schonen. Ich sagte, sie sollten sich nicht fürchten, wenn mich ihr Göze nicht geschwind tötete, so wollte ich ihm noch heute den Hals brechen. Ich hob einige alte Schillinge von der Erde, besah den merkwürdigen Opferstein, der aus dem Moraste wiedergekommen sein sollte, entdeckte einige schwarze, schmierige Federn und aß von den Himbeeren, die dort wuchsen. Dann fragte ich die Bauern, ob sie nicht den Baum umhauen wollten. Der Wirt sagte, er möchte es gern geschehen lassen, aber wer den ersten Hieb täte, müsse sterben. Ich ergriff eine Axt, ließ mir, nachdem ich mich müde gehauen, Feuer bringen und steckte damit den Baum an. Nun wurde der Wirt ganz fröhlich, während die übrigen Bauern beschämt ins Haus gingen.

48. Königin Luise in den Ostseeprovinzen.

Aus ihrem Tagebuche in: *Lonke, Königin Luise von Preußen.*
Leipzig 1904.

Wir reisten von Königsberg am 27. Dezember 1808 um sieben Uhr morgens ab. Die zwanzig Meilen bis Memel machten wir in zehn Stunden, so daß wir nach sechs Uhr in unserer alten Wohnung bei Frau Consentius eintrafen, nachdem wir das Haff und die Dange in Schlitten über sehr festem Eise passiert hatten. Der Baron von Medem erwartete uns dort und der Deputierte der Stände von Kurland, um uns in ihrem Namen und dem der ganzen Provinz dort zu begrüßen und uns bis zu den Grenzen Livlands zu begleiten. Er soupierte bei uns, sowie die drei russischen Herren von der Liquidation, die Generäle und Hauptpersönlichkeiten Memels.

Am 28. waren wir bei dreizehn Grad Kälte gegen acht Uhr unterwegs nach Polangen. Bei der Ankunft an der russischen Grenze befanden sich rechts an der Seite des russischen Grenzpfahles drei russische Offiziere. In Polangen angekommen, ließ man vor dem besten Hause den Wagen halten. Am Eingang der Stadt war eine Abteilung Kosaken zu Fuß; auf dem Wege nach dem Hause befand sich eine berittene Abteilung Kosaken und dem Hause gegenüber eine Abteilung Husaren. Vor dem Hause standen eine Menge Generale, Offiziere, Feldjäger usw. Der Graf Lieven, Generalleutnant, ausdrücklich von seiten des Kaisers gesandt, um unsere Reise zu leiten und überall die Honneurs zu machen, übergab einen Brief von seinem Herrn an den König. Er stellte uns den General Prinzen

Dolgoruki vor, Divisionär, und den General Duca, Brigadier in seiner Division, um uns durch das Gebiet seiner Division zu geleiten. Wir stiegen einen Augenblick aus: Vorstellung, Betauerung, Liebenswürdigkeit aller Art. Wir setzten unsere Reise fort, indem eine Abteilung Reiterei voranritt und eine andere folgte. Das Regiment der Husaren Sumecks, welches uns von Polangen an bis eine Station vor Riga begleitete, hat in sechs Tagen achtzig Meilen gemacht, um diesen Dienst zu tun, vierzehn Meilen täglich, und das, weil der Kaiser es schön und würdig fand, den König zu begleiten. Alle Bitten, um diese Zeremonien zu beenden, waren vergeblich. Gegen fünf Uhr trafen wir in unserem Nachtquartier in Oberbartau bei der Familie Offenberg ein. Das Haus, welches nur ein Posthaus ist, ist schlecht und kalt. Wir fanden dort zwei Bediente des Kaisers, sechs Köche und einen Küchenmeister. Auf allen Stationen, wo wir die Pferde wechseln, gibt es eine neue Abteilung Reiterei, welche die ablöst, die mit uns ankommt, und welche die Honneurs erweist und dann uns begleitet. Alle Generäle sind jedesmal an dem Wagenschlag, uns zu empfangen, mit abgenommenem Hute und von großer Höflichkeit. In Oberbartau wollte Frau Offenberg der kaiserlichen Küche nicht erlauben, die Honneurs zu machen, und sie trug die Kosten derselben. Der Oberst des Begleitregimentes ist der Verlobte des Fräuleins; daher große Freude, sich zu sehen.

Am folgenden Morgen, den 29., brachen wir gegen neun Uhr auf, indem die Generäle uns an den Wagen geleiteten und dieselben Zeremonien stattfanden. In Schrunden, einem Landgut des Grafen Medem, empfing dieser uns mit einer Freude ohnegleichen; ein Triumphbogen am Eingange des Hofes überraschte uns. Man mußte dort dinieren, was uns zwei Stunden aufhielt. Eine Menge Leute, unter andern der Deputierte der Stände von Kurland, welcher, um uns seitens der Stadt Mitau zu begrüßen, uns sehr schöne Verse gemacht hatte. Wir kamen gegen acht Uhr in Frauenburg, unserem Nachtquartiere, an; wir soupierten ohne weiteres und ohne uns zu Tisch zu setzen und ohne uns mit unseren Reisegefährten zu unterhalten. Jeder war erfreut, sein Bett zu finden.

Am 30. machte man sich um sieben Uhr morgens wieder auf den Weg. In Mitau, wo wir gegen zwei Uhr waren, befand sich die Bürgerwache zu Pferde vor der Stadt, ebenso wie die Behörden in Strümpfen und Schuhen zu Fuß in drei Fuß Schnee, um uns anzureden; in der Stadt selbst, welche nicht hübsch ist, war die Garnison in Parade. Man mußte im Schlosse absteigen, um die Cour der Stände des Civils und Militärs zu empfangen. Hierauf kam

ein kleines Frühstück, und dann ging's in einem Zuge bis Riga. Als wir uns der Stadt näherten, dieselbe Zeremonie, Bürgergarde zu Pferde, Ansprache des Magistrats und die ganze Garnison in Parade an der Düna. Endlose Kanonenschüsse, eine ungeheure Menschenmenge, Fackeln, um vier Regimenter in Parade zu sehen, unaufhörliches Hurrarufen, alle Generale, Kommandanten und Obersten zu Pferde um unsern Wagen herum — alles das machte unsern Einzug prächtig und eindrucksvoll. Als wir im Schlosse angekommen waren, waren alle Zimmer voller Leute. Wir hielten cercle und nahmen Vorstellungen entgegen. Die Abgeordneten der Stände und die der Kaufleute, um uns zu einem großen Balle einzuladen, nachdem wir sechzehn Meilen gemacht hatten. Das ganze Militär wird vorgestellt, endlich fand alles seinen Platz. Als dann Diner mit allem, was es an Personen von Stellung gab; während des Soupers ließ ich mich nach meinen Kammerfrauen erkundigen, die gar nicht kamen, und ich mußte im Reisekleide zum Balle gehen, mit bloßem Kopfe, nachdem ich vergebens eine elegante Toilette erwartet hatte. Der Ball war prächtig; eine Menge Menschen, der Saal sehr hübsch mit grünen Girlanden geschmückt. Da wo ich mich setzen sollte, befanden sich seltene Pflanzen, Blumen und Klieder ohne Zahl, schöne Spiegel, eine Marmorstatue und ein schönes Sofa. Ermüdet, angegriffen, erhitzt, tanzte ich neun oder zehn Polonaisen; und um Mitternacht zog ich mich todmüde zurück. Auf dem Ball kam der Major Prigelwitz als Kurier von Petersburg an, und der Graf Lieven empfing ebenfalls einen, wobei man bemerkte, daß die griechischen religiösen Feste dem Kaiser nicht erlaubten, den König und mich so zu empfangen, wie er es wünsche, da er sich in den Fasten und Gebeten befände; daß er sehr wünsche, daß wir am 26. ihres Stiles, den 7. Januar des unsern, bei ihm einträfen. Unser Reiseplan wurde geändert, und wir blieben.

Den 31. Dezember noch in Riga. Am Morgen gegen elf Uhr sahen wir die Truppen in Parade und im Vorbeimarschieren. Die beiden Prinzen Wilhelm und August waren angekommen. Um drei Uhr Diner, um sechs Uhr deutsche Theatervorstellung, großer Beifall bei unserer Ankunft; um neun Uhr zum Ball in demselben Gebäude, wo Theater gespielt wurde. Reizender Saal, frische Luft, großer Luxus von Blumen rings um den Diwan, den ich einnahm; reizende Gesellschaft; schöne Frauen, reich und gut gekleidet; viel Diamanten und Perlen; ich tanzte noch eine Anzahl Polonaisen, einen Schottischen mit dem General Lieven und einen Walzer mit

dem Prinzen Czetwertinski, dem Bruder der Frau Maryschkin. Prächtiges Souper, aufgetragen durch die Veranstalter, viel Höflichkeit, Ehrenbezeugungen und guter Ton.

Am folgenden Morgen, den 1. Januar 1809, brachen wir um neun Uhr auf, Graf Dunten und ein anderer Herr, Deputierte der Stände, gingen voraus, um uns bis an die Grenze von Estland zu geleiten. Gegen sechs Uhr in Wolmarshof, einem Gute des Grafen Löwenstern; empfangen durch den Sohn. Kaiserliches Souper auf kaiserlichem Geschirr und mit kaiserlichen Lakaien. Der Prinz Dolgoruki und der General Duca verließen uns, da ihre Division endigte.

Am 2. Januar in Dorpat; untergebracht in einem reizenden Hause, welches wieder der Familie Löwenstern gehörte; mit vieler Höflichkeit durch die Frau des Hauses empfangen. Cour für die Fremden, für Zivil und Militär und für die Professoren der Universität.

Am 3. gegen neun Uhr aufgebrochen und gegen sechs Uhr in Klein-Pungern angekommen, einem sehr reinlichen Posthause. Am 4. in Narwa. Aufgebrochen um neun Uhr, angekommen vor zwei. Gereißt wie der Wind. Von Riga ab stehen die Wagen auf Kufen, und das geht sehr schnell und gut. Von der Grenze von Estland ab geleitet uns ein Herr von Rosenbaum, Deputierter der Stände, durch die Provinz. Cour für das Militär, Zivil und die Magistratspersonen. Diner gegen vier Uhr. Ein wenig ermüdet, aber ich habe die Zeit, die mir blieb, ausgenutzt, um dies Reisetagebuch zu schreiben, und ich werde es abschicken mit dem von Petersburg, wo wir Sonnabend ankommen werden.

Die Reise ist sehr kalt und ermüdend. Gott sei Dank, der König und ich und jedermann befinden sich wohl. Allen Bedienten sind Nasen, Backen und Kinne gefroren. Wiebel heilt sie. Die Kälte ist ungeheuer: zweiundzwanzig Grad, einundzwanzig, und heute achtzehn. Im Wagen, wenn die Fenster aufgegangen waren, hatten wir vierzehn Grad. Das übersteigt alle Vorstellung. Die schönen und guten Pelzmäntel des Kaisers tun uns außerordentlich gut. Seine Aufmerksamkeiten sind über jeden Ausdruck. Auf seinen besonderen Befehl ist für uns eine sehr elegante Kibitke da, alle Abende Bier von St. Petersburg für den König und mich, da er weiß, daß wir gern Bier trinken; kurz, nichts ist vergessen. Die Garnison war hier bei unserer Ankunft unter Waffen trotz tödlicher Kälte. Morgen haben wir nur fünf Meilen zu machen.

49. Erlebnisse der Pastorenfamilie Kühn während der Gefechte bei Eckau im Jahre 1812.

Aus einer Familienchronik mitgeteilt von Frau Prof. M. Böttcher. Mathilde Böttcher, geb. Neumann, geb. 1840 in Mitau, lebt in Dorpat; Verfasserin von „Kleine Schelme“ und „Im Morgensonnenschein“; nennt sich als Schriftstellerin „Tante Alice“.

Das Pastorat Eckau ist an dem malerischen hohen Ufer des gleichnamigen Flusses lieblich gelegen und gehört zum gräflich Pahlenschen Majorat ebendesselben Namens. Idyllisch still und friedlich in seine Gärten eingebettet liegt es da, nur von ferne hört man das Rollen der Wagen auf der stark befahrenen Landstraße, die von Litauen nach Riga führt, und das Rauschen des Mühlenwehrs herübertönen.

Das Gut Eckau war bis 1795 im Besitz der kurischen Herzöge, dann schenkte es die Kaiserin Katharina dem Grafen Peter Pahlen. Die Kirche ist vom Herzog Gotthard Kettler im Jahre 1567 gegründet und steht zwischen den Gutsgebäuden und dem Pastorat inmitten eines schön bepflanzten Begräbnisplatzes, den eine Mauer umgibt. Diese Mauer hat ihre eigene Geschichte:

Als junger Leutnant passierte Graf Peter Pahlen einmal bei einem Truppenmarsch Eckau und rastete im Kirchenkrüge. Da hatten seine Soldaten kein Holz, um ihr Essen zu kochen, und als sie so ratlos dastanden, gestattete er ihnen, ein gut Teil von dem die Kirche umgebenden Strauchzaun abzureißen und zur Feuerung zu benutzen.

Viele Jahre später, als er ein hochgestellter Mann geworden und das Gut Eckau sein eigen war, ließ er die noch heute bestehende Mauer um den Kirchhof aufführen, und als der Pastor ihm dafür seinen freudigen Dank aussprechen wollte, wehrte er ihm mit den Worten: „Ich tu' es, damit nicht wieder einmal ein unnützer Leutnant den halben Zaun abreißt.“

Im Jahre 1812 war Ernst Heinrich Kühn als Nachfolger seines Vaters und Großvaters Prediger zu Eckau. Von seinen Erlebnissen während der Kriegszeit berichtet die von einer seiner Großtöchter, Fräulein Emilie Tilling, nach den Familienüberlieferungen aufgezeichnete Chronik:

„Im Frühling 1812 näherten sich Napoleons Heerscharen den baltischen Landen. Der preußische General York drang mit seinen den Franzosen verbündeten Truppen durch Litauen in Kurland ein,

und russische Verteidiger unter Wittgenstein rückten ihm von Eivland her entgegen. Großvater und Graf Pahlen stiegen oft auf den Kirchturm, um die Wege nach Bauske und nach Mitau entlang zu spähen. Anfang Juli hörte man eines Tages Kanonendonner von Ruhental her, und am 7. Juli erhielt Großvater von Graf Pahlen die Nachricht, der Feind sei im Anmarsch, er möge seine Familie in Sicherheit bringen. Sofort packte Großvater Frau und Kinder auf und schickte sie in ein Gesinde, das elf Werst von Eckau entfernt versteckt im Walde lag. Er selbst blieb zurück, und drei Tage später, nachdem inzwischen das erste Treffen bei Eckau stattgefunden hatte, kehrte auch die Familie ins Pastorat zurück. Die älteste Tochter war ein Kind von sechs Jahren, aber bis in ihr spätestes Alter blieben die schrecklichen Bilder, die sie bei dieser Rückkehr erblickte, in ihrer Erinnerung lebendig. In langen Reihen gelagert, von vielen Blutlachen umgeben, lagen die Verwundeten auf der Diele des größten Zimmers nur auf Stroh, und ein Offizier, dem die ganze eine Schulter von einer Kugel fortgerissen war, wurde eben hinausgetragen. Mitleidig hing Großvater ihm seinen Mantel um.

Aber neben vielem Schrecklichen war in jenen Tagen auch mancherlei Scherzhaftes vorgekommen, von dem Großvater erzählen konnte. Von den Nachbarn flüchteten manche ins Pastorat, namentlich die aus den an der Heerstraße gelegenen Höfen und Krügen, und baten, sie zu verbergen. Großvater wußte sich keinen besseren Rat, als sie in den Keller hinabsteigen zu lassen, da sie oben nirgends vor den Kugeln sicher waren. Im selben Augenblick erschienen aber auch einige feindliche Soldaten, und ein preussischer Grenadier setzte Großvater das Gewehr auf die Brust, mit der Behauptung, er verberge russische Soldaten in dem Keller. Da ergriff Großvater mit starker Hand ein eben die Kellertreppe hinabsteigendes buckliges Schneiderlein am Rockkragen und stellte ihn vor den Preußen hin. Darüber fing der Grenadier an zu lachen und sagte mit entsprechender Handbewegung: „Na, smet ihm man rinne!“

Vor dem zweiten Treffen am 15. Juli schickte Großvater Frau und Kinder wieder in den Wald. Obgleich das Gesinde zwei Meilen von Eckau entfernt war, hörten sie doch den Donner der Geschütze ganz deutlich und ängstigten sich sehr. Natürlich sorgte sich Großmutter besonders um Großvater, und die Freude war daher groß, als er am nächsten Morgen, gottlob unverletzt, reitend im Gesinde anlangte. Da bedeutete es wenig, daß er in Morgenschuhen zu Pferde saß, weil ihm polnische Soldaten die Stiefel abgezogen hatten.

Er war in großer Gefahr gewesen, aber Gottes Gnade hatte ihn geschützt. Während der Schlacht war er nämlich in das Vorhaus gegangen, um die Stellung der Kämpfenden übersehen zu können — da fliegt ihm eine Flintenkugel an die Brust, aber zum Glück steckt sein Gartenmesser in der Rocktasche, und an dem Messer prallt die Kugel ab und fällt zu Boden. Großvater bückt sich, um sie aufzuheben, da saust im selben Augenblick eine zweite Kugel über seinen Kopf weg. Sie war so scharf gewesen, daß sie ein kleines, rundes Loch in eine Fensterscheibe geschlagen hatte, ohne diese zu zertrümmern. Dies Loch im Glase wurde noch jahrelang von allen Kindern des Hauses mit Bewunderung und Dank gegen Gott betrachtet, der ihren Vater so sichtbarlich behütet hatte. So gewarnt, hatte Großvater das Haus verlassen und sich zur Kirche geschlichen, von deren Turm er das Gefecht beobachten konnte. Die Franzosen hatten das Feld behauptet und dem Pastorat gegenüber, auf der andern Seite des Flusses ihr Lager aufgeschlagen. — Großmutter kehrte nach Eckau zurück, aber die Kinder wurden unter dem Schutze der Großmutter mütterlicherseits nach dem vier Meilen entfernten Pastorat Alt-Rahden geschickt, in das verwandte Haus des Pastors Euzau. Wohl ein halbes Jahr blieben sie dort, bis der Feind den Rückmarsch antrat. Das Pastorat Alt-Rahden war ziemlich abgelegen, so daß seine Bewohner nur einmal durchmarschierende Franzosen erblickten.

Als Großmutter nach Eckau zurückkehrte, sah es da entsetzlich aus, denn im Pastoratsgarten war das ärgste Gemetzel gewesen. Feind und Freund, Offiziere und Gemeine lagen da tot umher, in der Kirche hatte man die Verwundeten untergebracht, zugleich aber diente sie als Pferdestall, und in ihren Mauern steckten Kanonenkugeln. Das Kirchengewölbe war erbrochen, viele Tote aus den Särgen genommen und aufrecht hingestellt. Eine ungewöhnlich lange Leiche hatten die Soldaten hinaufgebracht und sie als Wache an die Kirchentür gestellt. — Das Pastoratswäldchen am andern Ufer des Flusses war vom Feinde rasiert worden.

Es gab viel zu tun, um einigermaßen Ordnung zu schaffen, vor allem galt es, die Toten begraben. Ein Teil von ihnen wurde rechts von der Einfahrt zum Pastorat beerdigt und das große Grab mit Pappeln umpflanzt, die zu riesigen Bäumen heranwuchsen, aber nach sechsunddreißig Jahren durch einen Sturm sämtlich entwurzelt wurden. Hernach pflanzte Großmutter eine Eiche auf das Grab, die wohl noch da steht.

Im Pastorat hatte sich ein höherer französischer Offizier einquartiert, und den Großeltern war ein einziges Zimmer zur Verfügung geblieben. Das Wertvollste und Beste ihrer Habseligkeiten hatten sie in eine Stiebelkammer hinaufgebracht, und nun erbat Großvater von dem zum Hork'schen Korps gehörigen preußischen Obersten Treskow eine sauve-garde, die ihm auch gewährt und am Fuß der Treppe zum Bodenraum postiert wurde. Oberst Treskow war lange im Pastorat Eckau einquartiert und stellte sich sehr freundlich zu den Großeltern. Er schickte ihnen auch oft von seinen Speisen, aber Großmutter mochte sie nicht genießen, da sie ihre Zubereitung gesehen hatte, bei der z. B. der Koch die Eier stets in einem Zipfel seines Pelzrocks zerklopfte.

Oft war das Haus so voll von Militär, daß Großmutter nicht anders als durchs Fenster ihr Zimmer verlassen konnte. Wenn sie später von dieser Zeit sprach, pflegte sie zu sagen: „Die Bayern waren die Schlimmsten — einmal boten sie mir sogar Ruten an!“ Das war so zugegangen. Sie hatte in ihrer Vorratskammer ein paar bayrische Soldaten angetroffen, die sich dort gütlich taten, und als sie sie zur Rede stellte, drohten sie ihr mit Ruten. Ihre zierliche kleine Gestalt mag die derben Söhne Bayerns veranlaßt haben, die Pastorin wie ein Kind zu behandeln. Zum Glück erschien Großvater im rechten Augenblick, um seine Frau zu schützen.

Zweimal hatte Großvater in dieser Zeit Veranlassung, sich durch die Vorposten des Feindes zu schleichen und dadurch sein Leben in Gefahr zu bringen. Einmal geschah es, um eine Nachricht sicher nach Riga zu befördern; das andere Mal sollte er den Franzosen einen Weg weisen, und da er das nicht wollte, entwichte er ihnen. Nur mit genauer Not entkam er, sich in der Dunkelheit hinter einem Zaun fortwindend.

So trüb auch anfangs die Ernteausichten in diesem Kriegsjahr erschienen waren, da die Pferde der Kämpfenden vielfach die Saaten zerstampft hatten, so wurde im Herbst doch ein reicher Segen eingebracht. In einem Roggenfelde fand man eine verlorengelaubte Sau mit einer Schar Jungen, die sich im Korn zu rundlicher Fülle herangemästet hatten. Dagegen waren die schönen Pferde fort, die Schimmel, die der Kutscher im Gestrüpp des Flußufers so gut geborgen geglaubt hatte. Das war ein schmerzlicher Verlust.

Als die Kunde von dem Rückzug der grande armée aus dem brennenden Moskau in Kurland bekannt geworden war, zogen sich auch die dort stehenden Truppen unter General Hork nach Preußen zurück, und die Russen rückten nach, ganze Scharen von französischen

Gefangenen mit sich führend. Diese frierenden, hungernden, kranken Leute waren dem Heer eine große Last, und gern gestattete man daher mitleidigen Seelen, französische Kriegsgefangene bis zur Auslösung ins Haus zu nehmen. In vielen Häusern Liv- und Kurlands fanden damals solch elende Splitterchen der großen napoleonischen Armee barmherzige Aufnahme. So öffnete auch Großvater mitleidig Eckaus Tür einem jungen, in seiner dünnen Uniform halb erstarrten, französischen Offizier, der monsieur Salomez hieß. Obwohl seine ganze Seele noch an seinem Kaiser hing, er täglich die Knöpfe an seiner Uniform putzte und das weiße N. auf seinem Tschako neu malte, war er doch sehr dankbar für die freundliche Aufnahme, die er in Feindesland gefunden hatte, und schloß sich dem deutschen Hause freundschaftlich an.

Am 7. Dezember 1812 zogen die letzten Franzosen ab, und Großvater hielt in der so lange entweihten Kirche ein Dankgebet vor dem Altar. Russische Einquartierung blieb zwar noch lange, aber es war doch möglich, die geflüchteten Familienglieder wieder zu sammeln und sich ihrer zu erfreuen. Alle wurden bald gut Freund mit dem französischen Gast, sein besonderer Liebling aber wurde das am 28. Februar 1813 geborene kleine Mädchen, das den Namen Pauline erhielt. Monsieur Salomez schoß mit großem Eifer die verwilderten Katzen, deren es in Eckau eine beträchtliche Anzahl gab, um aus den Bälgen einen Pelz für die Pastorin und aus den „Swansen“ einen für „die Pauline“ machen zu lassen. — Am Flußufer unter einem sehr großen, alten Baum, an einer Stelle, die Großmutter „das stille Tal“ nannte, weil ihr da stets das Schillersche Gedicht: „In einem Tal bei armen Hirten“ einfiel, bezeichnete man noch ein halbes Jahrhundert später eine Bank als Salomez' Bank. Er hatte dort oft gegessen, vielleicht auch die erste Bank selbst angefertigt. — Über ein halbes Jahr war Monsieur Salomez im Pastorat Eckau, dann konnte er in seine Heimat zurückkehren, von Großvater mit allem Nötigen versehen. Er bewahrte noch lange Jahre den Großeltern große Dankbarkeit, die er in Briefen und gelegentlichen Sendungen von Champagner zum Ausdruck brachte. Großvaters in Riga lebende Schwester Friederike schickte ihm dagegen, wenn sich eine direkte Schiffsgelegenheit nach Dünkirchen bot, zu klarem Gallert gekochten Strickbeerenjast*), für den er eine Vorliebe an den Tag gelegt hatte. 1857 besuchte noch

*) Strickbeere ist ein Provinzialismus.

ein Kühnscher Großjohn, Arthur Böttcher, den alten Monsieur Salomez in seiner Heimat und empfing noch einen Beweis seiner treuen Anhänglichkeit. Er schenkte dem jungen Dozenten ein hübsches medizinisches Besteck. Es lag in einem rotledernen Kästchen und trug auf silberner Platte eingraviert den Dank des Kriegsgefangenen von 1812 an die Pastorenfamilie zu Eckau."

50. Ein Kaiserbesuch.

M. v. S., Ein Jahr in Livland. 2. Aufl. Riga 1906.

Mein Großvater besaß ein Gut, das an der großen Poststraße gelegen war, und wo vor etwa vierzig Jahren *) noch alles vorbeifam, was aus der Residenz ins Ausland ging. Es war eine äußerst belebte Straße, und ich erinnere mich noch, als Kind fast niemals die vom Wohnhaus bis zur Poststation führende Allee gegangen zu sein, ohne dort irgend etwas Interessantes gesehen zu haben. Häufig sah man hohe Potentaten auf der Freitreppe der Poststation auf den Pferdewechsel warten. Oft marschierten Truppen vorbei oder rasteten in der Nähe. Wie oft begegnete man allen möglichen Industrierittern, Juden mit Affen, allerhand dressierten Tieren, Guckkasten, ja sogar ganzen Menagerien. Das hat nun lange aufgehört, und unsere damalige hochinteressante „große Straße“, das Ziel unserer täglichen Promenaden, ist zu einer ganz gewöhnlichen Straße herabgesunken, wo dann und wann ein Federwagen fährt und die Postpferde ausgezeichnet laufen, weil sie sehr viel Muße haben. Damals, als mein Großvater, der noch bei der Kaiserin Katharina der Großen gewesen war, sein schönes Gut bewohnte und die Heerstraße in ihrer vollsten Blüte stand, meldete sich der Kaiser Alexander der Erste eines schönen Tages ganz unerwartet bei ihm zu Gaste an. Der Kaiser reiste ins Ausland und wollte im Hause meines Großvaters übernachten. Der Kurier, der meinen Großeltern diese sie so hoch beglückende, aber zugleich sehr erschreckende Nachricht überbrachte, erreichte sie nur vierundzwanzig Stunden vor der Ankunft des Kaisers. Zum Glück war er imstande, einigermaßen die Wünsche des Kaisers, die den Wirten natürlich Befehl waren, anzugeben. Es war den Großeltern selbstverständlich in hohem Grade erwünscht, auf diese Weise doch einiges über die Bequemlichkeitsgewohnheiten des hohen Gastes zu erfahren, und

*) D. h. am Anfang des 19. Jahrhunderts.

sie forschten den Kurier nach Kräften über alles aus, was ihnen im Augenblick einfiel. Aber wie winzig war das im Vergleich zu den vielen Vorbereitungen, die sie zu treffen hatten, und als der wie eine Zitrone ausgequetschte Kurier nach zwei Stunden wieder abgereist war, da schien es den Großeltern, als hätten sie so gut wie nichts erfahren, und als tappten sie in Bezug auf die Aufnahme, die sie ihrem seltenen Gaste bereiten sollten, vollkommen im Dunkeln. Mein Großvater machte sich auf und fuhr augenblicklich zu einem Nachbar, der sich so wie er viel bei Hofe bewegt hatte, um sich mit ihm zu beraten. Eine Estafette wurde in die nächste Stadt geschickt, um verschiedene Vorräte zu holen, kaum aber war sie expediert, so fiel einem etwas Vergessenes ein, weswegen nach zehn Minuten ein zweiter Bote abgefertigt wurde; dieses wiederholte sich siebenmal, denn immer wieder mangelte es an unumgänglichen Dingen. Meine Großmutter, deren jüngstes Töchterchen erst vierzehn Tage alt war, lief in Küche und Keller herum, und vor allem mußte sie die Zimmer, die Seine Majestät bewohnen sollte, einrichten. Das gab ein Kramen, Möbeltragen, Stäuben, Klopfen, Dielenwischen, Nägeleinschlagen in dem zweistöckigen Hause. Am nächsten Abend gegen sechs Uhr sollte der Kaiser ankommen und am folgenden Morgen um neun Uhr wieder abreisen. Sein Gefolge sollte aus zwanzig Personen bestehen, und dieses war es gerade, was meiner Großmutter das meiste Kopfzerbrechen machte.

Mein Vater und seine Brüder wurden auf verschiedene benachbarte Güter gesandt, um geschickte Diener zu erbitten. Als sie mit diesem Anliegen nun auch zu einem alten Baron kamen, rief dieser: „Poß Schockschwerenot, der Kaiser wird bei euch übernachten? Donnerwetter, da muß ich dabei sein!“ Die Knaben sahen sich verdußt an, sie hatten die Eltern darüber verhandeln hören, daß man alle neugierigen Zuschauer, überhaupt alles, was nicht zur Familie und zur Dienerschaft gehörte, ängstlich fernhalten müsse. Der gemüthliche dicke Baron entzog sie jedoch bald dieser peinlichen Verlegenheit. „Ich hab's,“ rief er, „ich werde mein eigener Diener sein und unsern allergnädigsten Kaiser bedienen, das sollt ihr mal sehen!“ Die jungen Boten zweifelten zwar daran, daß der schmerbäuchige, schwerhörige Landjunker eine adrette Lakaienfigur abgeben würde, wagten aber keinen Widerspruch. Als sie mit dem Versprechen von fünf wirklichen und einem hochgeborenen Diener beglückt zu Hause eintrafen, hatte das Um- und Umkehren des Hauses seinen Höhepunkt erreicht. In den Küchenräumen war ein Backen, Braten, Kochen und Schmoren angegangen, daß einem Hören und

Sehen verging. Die Mutter und die kleinsten Kinder wurden in entlegene, kaum bewohnbare Zimmer ausgelagert, während alle männlichen Familienglieder in einem Gartensaal einquartiert wurden, der im Park unter hohen Linden stand. Die Mutter packte ihr Hochzeitskleid aus dem Kasten und ließ es hängen, denn es war zehn Jahre lang nicht aus seinen Falten gekommen. Die Töchter legten ihre Papilloten mit größerer Genauigkeit ein als sonst und plätteten ihre weißen Kleider eigenhändig, denn das Dienstpersonal hatte alle Hände voll zu tun. Die ganze Nacht über, die zum Glück eine schöne, helle Juninacht war, dauerte das Herrichten. Niemand im Hause schloß ein Auge. Blieb doch noch so viel zu morgen zu tun, und jeder mußte Hand anlegen.

Am Morgen früh setzten sich die Kinder ans Kränzewinden. Tante Thekla, die Dichterin der Familie, hatte in der Nacht ein Willkommen-Gedicht gemacht, das die jüngsten Schwestern abwechselnd, Vers für Vers, hersagen sollten; gleichzeitig sollten sie dem seinem Wagen entsteigenden Landesherrn Blumen streuen. Die arme Tante Thekla hatte die saure Mühe, den durch so viel Aufregung zerstreuten Schwestern das Gedicht einzutrichtern. Die Knaben halfen einen Triumphbogen aus Tannenreisern bei der Einfahrt in den Hof aufrichten und einen aus schwarzem Papier künstlich ausgeschnittenen russischen Adler auf der höchsten Spitze desselben anbringen. Die Mutter lief treppauf, treppab, um an die Privatgemächer des hohen Gastes und seines vielleicht noch anspruchsvolleren Gefolges die letzte Hand zu legen. Sie legte sich selbst auf alle Betten, um deren Weiche zu probieren; sie guckte in alle Waschbecken und Seifendosen, ob alles sauber genug sei. Der Papa präsiidierte beim Tischdecken, denn der Kurier hatte zu verstehen gegeben, daß der Kaiser in seiner huldvollen Gnade in der Familie seines Wirtes allein, ohne sein Gefolge, den Tee einzunehmen beabsichtige. Die Stunden flogen in atemloser Hast unter der vielen Arbeit dahin, und kaum hatte die Saaluhr sechs geschlagen, als die ausgestellten Vorposten in rasender Eile heranjagten. „Er kommt! er kommt!“

Da die Wagen von dem Punkt, wo die Auflauernden sie schon erspähten, noch einen guten Umweg zu machen hatten, fand man Zeit, sich in geplanter Ordnung hinzustellen, der Hausherr auf dem Wege vor dem Hause, die Hausfrau auf der untersten Stufe der Freitreppe. Noch einen Schritt vor dem Hausherrn hatte der dicke Baron, eine Serviette kühn unter den Arm geschlungen, Posto gefaßt, um zuerst den Schlag zu öffnen und seinen Herrn und Kaiser

gleich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Das aufregende Postglockengeläute kam immer näher, die Herzen klopfen, die Gesichter wurden immer feierlicher. Aus einer ungeheuren Staubwolke entwickelten sich acht schaumbedeckte Pferde und ein enormer Reisewagen. In diesem Augenblick wurde die ganze Versammlung aufs höchste erschreckt durch einen wirklichen Diener, der wie ein Tiger auf den alten Baron losprang, um ihm im letzten Moment die unzeitgemäße Serviette zu entreißen. Da hielt auch schon der Wagen, und der etwas verdußte Baron öffnete dem wunderbar schönen, noch jugendlichen Monarchen den Schlag. In huldvollster Weise umarmte der Kaiser seinen Wirt, der ihm die Hand küßte, mit den Worten: „Und das ist Ihre Frau Liebste?“ Und mit freundlich ausgestreckten Armen eilte er auf meine Großmutter zu, um ihre Hände an seine Lippen zu heben. Darauf sah er sich nach den weißgekleideten, blumenstreuenden Mädchen um und fragte: „Sind das alles Ihre Kinder? Welch reiche Mutter!“ Aufmerksam hörte er die Gedichte an und erkundigte sich, ob sie aus der Mutter Feder geflossen. Darauf dankte er und bat um die Erlaubnis, sich zurückziehen zu dürfen, um sich von der Reise zu säubern. Unterdessen brachte mein Großvater das zahlreiche Gefolge in den betreffenden Zimmern unter, und meine Großmutter ging in den Salon, um mit ihren erwachsenen Töchtern den Kaiser an der kochenden Teemaschine zu erwarten. Nach wenigen Augenblicken erschien er denn auch und verbrachte eine gemüthliche Stunde am Familientisch, ließ sich alle Kinder, groß und klein, vorstellen und nahm die kleine vierjährige, bildschöne Tochter aufs Knie, die zum höchsten Erstaunen der andern ganz ruhig sitzen blieb, wie gebannt in die strahlenden Augen des Kaisers blickend und mit seinen goldenen Knöpfen spielend.

Der hartnäckige Baron stand indessen in der Thür, mit der Serviette unter dem Arm, die ihm zur Contenance diente. Es war meiner Großmutter und ihren Töchtern ein schweres Stück, ernst zu bleiben, wenn die schelmischen Auglein aus dem Vollmondgesicht zu ihnen herüberblinzelten; dann fürchteten sie auch, daß es dem Kaiser schließlich auffallen würde, wenn der eine Diener so unbehilflich an der Schwelle angewachsen blieb und Seine Majestät unverwandt anstarrte. Man probierte alle erdenkliche Politik und Intrigen, um den unbequemen Baron zu entfernen, aber es half nichts; er wich und wankte nicht. Er war eben, wie alle, hingerissen von dem Anblick des bezaubernden Monarchen.

Um acht Uhr verabschiedete sich der Kaiser von seiner hochbeglückten Wirtin und begab sich in seine Gemächer, um von der

Reise auszuruhen, erschien aber am folgenden Morgen wieder am Familienkaffeetisch. Hier beschied er alle Töchter des Hauses, neun an der Zahl, vor sich und überreichte jeder ein prachtvolles Brillantenfermoir zum Andenken an den angenehmen Abend, den er in ihrer Mitte verbracht hatte.

Bald schlug nun auch die Scheidestunde, und der unvergeßlich schöne und liebenswürdige Herr und Kaiser ward den geblendeten Augen wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt mit einem Zauberschlage wieder entrückt.

51. Aus der Jugendzeit eines großen Mannes.

K. E. v. Baer, Nachrichten über Leben und Schriften, mitgeteilt von ihm selbst. Petersburg 1866.

Karl Ernst von Baer, berühmter Naturforscher, geb. 1792 auf dem Gute Piep in Estland, Professor in Königsberg, Akademiker in Petersburg, gest. 1876 in Dorpat, wo ihm auf dem Domberge ein Denkmal gesetzt ist.

Ungeachtet ich auf dem Gute Piep das Licht der Welt erblickt hatte, sind meine ersten Erinnerungen doch nicht von diesem Landgute, sondern es war ein anderes, Cassila in Wierland, wo mein Bewußtsein erwachte.

Der Besitzer desselben, ein älterer Bruder meines Vaters, mit Vornamen Karl, war schon längere Zeit verheiratet mit einer Baroness Kanne aus Koburg, aber kinderlos geblieben. Da nun der eheliche Segen so reichlich über das Haus meines Vaters sich zu ergießen angefangen hatte, mein Onkel aber sowohl als meine Tante an der Lebendigkeit der Kinder sich erfreuten, so machte jener meinem Vater den Vorschlag, mit ihm brüderlich zu teilen. Infolge dieser Vereinbarung wurde ich nebst einem etwas ältern Bruder, Friedrich, nach Cassila abgegeben, wo wir ganz als Kinder des Hauses erzogen werden sollten.

Mein Bruder starb sehr bald nach der Versetzung. Um so sorgsamer hütete mich meine gutmütige und sehr wohlwollende Tante. So ergökte sie sich auch an meiner Munterkeit und nahm meinen Mutwillen, soweit es ging, in Schutz. Mein Onkel war von ernsterer Natur; ihm schien meine Gesprächigkeit zuweilen zu luxuriös, und er machte mir bange, wenn ich so viel plapperte, würde ich meine Lippen so verbrauchen, daß ich meine Zähne später nicht würde bedecken können. Das gab mir die erste Sorge im Leben; aber da ich nun alle Fremden, die ins Haus kamen, genau darauf ansah,

ob bei einem derselben die Lippen verbraucht waren, und keinen fand, so meinte ich doch bald, daß die Gefahr nicht so groß sein könne.

Das Gut Cassila, zu den kleinern des Landes gehörig, hat eine freundliche Lage und mehr anmutige Abwechselungen in seiner Umgebung, als in unserem flachen Lande gewöhnlich ist. Ein kleines, im Winkel gebautes Wohngebäude, das nur sehr enge Zimmer enthielt, schien durch seine Beschaffenheit ins Freie zu treiben, wenn die Luft es irgend erlaubte, und die Eingangstreppe, mit zwei schönen Bäumen, einem prächtigen Ahorn und einer jüngern Ulme, geschmückt, nahm sogleich den Austretenden in deren Schatten auf. Hier saß mein Onkel im Sommer am liebsten, wenn er unbeschäftigt war, hier gab er den Aufsehern der Arbeiten in der Wirtschaft Audienz, wenn sie ihm zu berichten hatten. Ein abhängiger, blumiger Hof, der zwei mit einzelnen Weiden umpflanzte Teiche umschloß, lockte weiter und führte in einen hoch beschatteten Hühnerhof, wo den einzelnen brütenden Hennen, Enten, Gänsen und Putern kleine, rotgedachte Häuserchen oder Zeltchen von Holz erbaut waren. Dies Ganze machte, wenn man es zur Brütezeit besuchte, einen ungemein heimischen und friedlichen Eindruck, der mir noch in lebhafter Erinnerung geblieben ist. Wenn aber die Brütezeit vorüber war, belebte dieses bunte Gemisch von Geflügel mit der glücklich erzielten Nachkommenschaft den Hof und die Teiche und gab dem Knaben Gelegenheit, seine ersten Heldentaten an den polternden Truthähnen zu versuchen und seine Standhaftigkeit an den mit vorgestreckten Hälsen zischenden Mutter-Gänsen zu üben.

Auch kam der frühest lebhafte Eindruck, dessen ich mich erinnere, von einem Natur-Objekte. Es war eine förmliche Visite auf einem benachbarten Gute (Jömpfer) zu machen, um ein junges Ehepaar zu bewillkommen oder dergleichen. Ich war dabei ganz überflüssig, da keine Kinder da waren, allein man wollte den Wildfang nicht ohne Aufsicht lassen und nahm ihn mit. Dort angekommen, hieß es aber: „Bleibe du draußen, wir werden hineingehen und bald wieder herauskommen, um nach Hause zu fahren.“ Es war mir nicht gesagt, wie nahe an der Equipage ich mich halten sollte. Ich fing also wohlgenut eine Rekognoszierung des neuen Terrains an und kam dabei aus einem Hof in den andern, als ich plötzlich zu meinem Erstaunen und Entzücken einen Pfau erblickte, der, auf einem Zaune sitzend, ein Rad schlug. Diese Pracht, dieser Glanz versetzten mich in eine bewußtlose Erstarrung. Auch der Pfau rührte sich nicht, als ob er an meiner Bewunderung sich erfreut hätte.

Wie lange ich so gefesselt dagestanden habe, weiß ich nicht, doch mag es ziemlich lange gewesen sein, wie der Erfolg lehrte. Ich kam nämlich nicht eher zum Bewußtsein, als bis ich heftig am Arme gefaßt wurde und meine Pflegemutter mit sehr erhitztem Gesichte vor mir stand: „Um Gottes willen, wo steckst du denn? Wir haben nach dir gesucht, wir haben gerufen, keiner hat geantwortet; wir haben im Teiche nachgesehen, ob du vielleicht ertrunken wärst!“ Noch sprachlos, konnte ich nur mit der nicht geenterten linken Hand nach dem Pfauenschwanz zeigen, von dem ich immer noch nicht recht wußte, ob er ein wirkliches Object oder ein Blendwerk sei. Erst jetzt erhielt ich die nöthige Belehrung. Die Erklärung aber, daß der Pfau ein Vogel sei wie unsre Truthühner und wie diese ein Rad schlage, befriedigte mich wenig. Der Eindruck, den dieser überraschende Anblick auf mich gemacht hatte, war so bleibend, daß ich noch im spätern Mannesalter, nachdem ich häufig in Museen Pfauen in dieser Stellung ausgestopft gesehen hatte, mich oft gesehnt habe, das Rad wieder einmal an einem lebenden Vogel dieser Art aufgeschlagen zu erblicken.

Mein einziger Spielkamerad war damals ein Pudel. Dies treue Tier übte gegen die Truthähne und die Gänsemütter daselbe Verhalten wie ich, so daß es zweifelhaft sein konnte, wer es von dem andern angenommen habe. Nur da der Pudel später die Klinke einer Hintertür aufzumachen lernte, was ich früher konnte, glaube ich, daß er von mir die mores annahm. Da er mir überdies willig als Reitpferd diente, muß er doch meine Überlegenheit anerkannt haben.

* * *

Im Sommer 1799 brachten meine Pflegeeltern mich nach Piep, wo meine Pflegemutter mit vielen Tränen von mir Abschied nahm, ich aber mit fröhlichem Herzen eintrat, da ich einen älteren Bruder und eine noch ältere Schwester, auch zwei jüngere Geschwister, einen Bruder und eine Schwester, vorfand, außerdem eine Cousine, etwas älter als ich.

Ich hatte die größte Begierde, lesen zu lernen und überhaupt meinen ältern Geschwistern nachzustreben, die mir sehr gelehrt schienen; besonders meine vier und ein halbes Jahr ältere Schwester, die früh eine gewisse Sittsamkeit und Verständigkeit entwickelte und in meinen Augen bald die Gestalt einer weisen Priesterin gewann, vor der ich Ehrfurcht hatte. Ich habe später alle Kinder bedauern gelernt, welche von sich sagen konnten, wie Chamisso singt:

Das Lesen war ein Hauptverdruß!
Ach, wer's nicht kann und dennoch muß,
Der lebt ein schweres Leben!

Ich erhielt ein einfaches Abc-Buch zum Geschenk, von echt revalschem Druck und Schnitt, auf dem ersten Blatte mit den großgedruckten einzelnen Buchstaben, dann mit einzelnen Silben, darauf mit einigen Katechismus-Stücken und auf dem letzten Blatte mit einem großen Hahn und ein paar kleinen Küchlein in der aller-einfachsten Strichmanier, mit darunter gedruckter Mahnung:

Der Hahn reizt auf zur Munterkeit,
Auf, Schüler! geh' zur Schul' bei Zeit!

Außerdem gab es noch allerlei kleine Überschriften in demselben fortschreitenden, nicht in Silben getheilten Drucke. Die einzelnen Buchstaben der ersten Blätter wurden mir von der Gouvernante vorgefagt, womit ein paar Tage hingingen. Dann ging es zum gewöhnlichen Buchstabieren nach alter Manier, denn von neuen Methoden hielt die betagte Dame nichts, wenn sie auch davon gehört haben sollte. Mich aber reizte der Hahn am meisten mit seinem weisen Räte. Überhaupt hielt ich das Buch sehr wert und hoch als ersten Bücherschatz und Grundlage einer künftigen Bibliothek, da früher nie ein Buch meinen Händen anvertraut war und ich statt Bilderbücher auch nur ein paarmal sogenanntes „Goldpapier“ erhielt, d. h. einen rot oder blau gefärbten Bogen, auf dem Adam und Eva in der Mitte nebst Schlange und Baum, rund herum aber allerlei Tiergestalten — sämtlich in reinem Golde — abgedruckt waren. Diese Goldpapiere gründlich verachtend, hielt ich jetzt dies wirkliche Buch auch außer den Schulstunden viel in den Händen und ließ mir von den Geschwistern die vollständigen Zeilen vorlesen. Da ich ein sehr glückliches Gedächtnis hatte, so behielt ich den Inhalt, und da ich diese Überschriften und auch die einzelnen Silben oft ansah, so konnte ich, zu eigener Überraschung, bald lesen, ohne zu wissen, wie es zugegangen war.

Der separierte Unterricht im Lesen mochte kaum zwei, höchstens drei Wochen gewährt haben, da fand die Gouvernante es überflüssig, ihn fortzusetzen; sie hatte ja ohnehin die andern Künste mit mir allein zu treiben. Ich sollte also die Fertigkeit im Lesen mit den ältern Schülern und Schülerinnen erreichen. Aber man war nicht darauf vorbereitet. Obgleich mein Vater manche gute Kinder-schriften angeschafft hatte, fand sich doch keins in doppelter Zahl

vor. Wir waren aber vier in der Schule. Wie sollte das gemacht werden? Sie fand Rat. An einem schmalen Schultisch wurden an eine Seite, der Ecke nahe, meine beiden ältern Geschwister gesetzt, meine Cousine an die schmale Seite und ich den ältern Geschwistern gegenüber. Nun sollten wir eines nach dem andern einen Satz laut lesen. Wenn an mich die Reihe kam, wurde das Buch von ihr umgekehrt und mir vorgehalten. Damit wir aber nicht an andre Dinge dächten oder Pöffen trieben, sollten wir mit den Augen dem Lesenden folgen, was ja auch notwendig war, um den zugehörigen Punkt gleich zu finden. Da auch meine Geschwister munter in der Schule waren, so war man eifrig, seinen Punkt anzufangen, sobald der Vordermann geschlossen hatte. Weil ich das auch wollte, mußte ich mich gewöhnen zu folgen, wenn das Buch umgekehrt lag. Ich lernte also, ohne daß es jemandes Absicht gewesen wäre, umgekehrt zu lesen. Sobald ich das konnte, suchte ich meinen Punkt zeitig auf, während die andern lasen, und sagte ihn zuweilen her, bevor die Gouvernante das Buch umgedreht hatte. Da das sie jedesmal als Vorwitz verdroß, sie den Verdruß aber unterdrückte und nur durch ein leises Knurren durch die respectable Nase verriet, so reizte mich das zur öftern Wiederholung. Dies ist die einzige Tücke, deren ich mich gegen die achtbare und betagte Dame erinnere. Ich gewann dabei eine Fertigkeit, verkehrt zu lesen, die ich später im Scherze benutzt habe, um etwas aus umgekehrtem Buche vorzulesen, das ich dann so hielt, daß andere hineinschauen konnten, wobei denn bald einer oder der andere behauptete, daß ich das Gelesene auswendig wissen müsse. Später gab mir diese Fertigkeit den ernstern Vorteil, an rohen Büchern, die mir zur Ansicht zugeschildt wurden, die umgekehrten Seiten lesen zu können, ohne jedesmal das Konvolut umzudrehen.

* * *

Mein Vater hatte ein Stück des Hofes von etwa 600 Quadratfaden umzäunen lassen, der uns Knaben als Garten dienen oder vielmehr von uns zu einem Garten gemacht werden sollte, worin uns aber niemand helfen durfte als allenfalls ein russischer Knabe, der uns zur Gesellschaft gegeben war, um ex usu die russische Sprache zu lernen. Da der Lehrer, ein eifriger Blumenfreund, einen größeren, anstoßenden Garten hatte und auch mein Vater ein eifriger Gärtner war, so fehlte es an Musterbildern nicht. Daß wir alles Mögliche in unseren Miniaturgarten zusammendrängen wollten, Blumenrabatten von nur einigen Fuß und Alleen von

nur einigen Faden Länge, Fruchtsträucher, Rasenbänke, auf denen kein Mensch ausruhte, Moosbänke, die noch bedenklicher waren, da sich mancherlei Kreaturen darin verkrochen, und endlich ein Ding, das den Babylonischen Turm vorstellen sollte und ziemlich nach der Abbildung desselben in Hübners biblischer Geschichte modelliert war, jedoch ohne schneckenförmige Auffahrt, sondern aus aufeinandergesetzten Cylindern von abnehmendem Durchmesser bestand, die im Umfange sauber mit Rasen bekleidet wurden und auf den Terrassen Gelegenheit zur Anlage der schwebenden Gärten der Semiramis gaben: das alles machte diesen soi-disant-Garten freilich zu einem Quodlibet, lehrt aber, daß man unsern kindlichen Sinn walten ließ, ohne ihn zu meistern. Diese Freiheit hatte den Erfolg, daß wir um so eifriger blieben und aus eigenem Antriebe uns anstrengen lernten. Im Frühlinge drängte nämlich die Gartenarbeit sehr und mancher Karren, mit Rasen gefüllt, wurde morgens früh aus ziemlicher Entfernung herbeigeschoben, da wir sie in der Nähe nicht stechen durften und eine Portion Arbeit vor der Schulzeit ausgeführt werden mußte. Zuweilen wurde mir wohl der Karren recht schwer und es mußte oft ausgeruht werden, allein da die Anordnungen für den Garten meistens von meinem Bruder herührten und diese mir vorkamen wie meine eigenen, so gab es keine Unzufriedenheit. Daß aber der Babylonische Turm ganz meine Erfindung war, zu verschweigen, erlaubt mir die Eigenliebe nicht. Er mußte entsetzlich oft begossen werden, damit die Blumen auf den Terrassen nicht vertrockneten. Das wird Semiramis freilich bequemer gehabt haben, da ihre Terrassen breiter waren und von Sklaven begossen wurden. — Im Sommer und Herbst ruhte die Arbeit mehr. Da gab es Blumen zu besehen und Früchte zu ernten, da wir gegen ein halbes Duzend Fruchtsträucher besaßen, deren Früchte uns natürlich besser dünkten als die im großen Garten, wo die Sträucher auch zu unserer Disposition standen. — Im Winter gab es zwar weniger Bewegung im freien als im Sommer, doch sind Kinder auf dem Lande, wenn sie nicht entschieden von den Ältern verzärtelt werden, lange nicht so eingepfercht wie die Kinder in großen Städten. Die gewöhnlichen Schlitten- und Eispartien fehlten nicht, und gelegentlich machten die Knaben auch die galanten Herren gegen die Mädchen. In den langen Winterabenden waren wir Knaben viel mit Papparbeiten und Kartenzzeichnungen beschäftigt, zu beiden auch vom Lehrer angewiesen, bei dem wir in der Herberge einquartiert waren, oder es gab gemeinschaftliche Spiele und Beschäftigungen im Hauptgebäude mit den andern Geschwistern.

52. Reval.

E. Kraus in der Gedichtsammlung „Baltische Dichtungen“ von Frau von Stael-Holstein. Riga 1897.

Eberhard Kraus, aus Kurland, geb. 1857, lebt in Riga als Redakteur der „Baltischen Post“.

Eine dunkle und ernste Stadt
In zartem, grauweißlichem Nebelbad!
Aufsteigend vom Meer zu der Klippe Grat,
Mit spitzen Türmen,
Umbraust von Stürmen
Und Wolfenschauern;
Auf Felsen kauern
Verwitterte Mauern
Und Ritterpaläste.
— Jedes Haus eine feste! —
Mit engen Gemächern,
Mit steilen Dächern,
Sie blicken herab vom schroffsten Glimt,
Zu zeigen, wie trotzig, wie kühn sie sind.

Du edle, du strenge Stadt,
Gebaut auf gedrängtem Felsenpfad
Am Rande des Wogenpralles,
Du Denkmal menschlicher Kraft und Tat!
In dir strebe alles
Vom brodelnden Herde
Der düsteren Erde
Zu lichterem Sphären,
Zu Reinheit und Ehren
Empor, empor!
Excelsior!

53. Rettung eines Schiffbrüchigen.

Illustrierter Revalscher Almanach für das Jahr 1859. Verfasser ungenannt.

In den bösen Sturmtagen des Septembers 1857 kamen an den Küsten Estlands häufige Strandungen vor. So hatte sich am 11. September unter dem Gute Kõnda das Gerücht verbreitet, daß an der Spitze Perrispä ein Schiff auf den Strand gegangen sei. In der

Absicht, wenn möglich, den Schiffbrüchigen Hilfe zu leisten, begab sich der freie köndasche Schiffer Hermann Martinsohn an den Strand nach Perrispä. Als er anlangte, ward ihm von den dortigen Dorfbewohnern die Nachricht, das Schiff sei vollständig zerschellt und die Besatzung desselben in den Wellen begraben. Es dunkelte schon, und er vermochte weder irgend etwas auf dem Meere zu erblicken, noch von dort her etwaige Hilferufe zu vernehmen; das Heulen und Brausen des Sturmes übertönte alles. Martinsohn blieb mit einem Gemeindeältesten, welchen er herbeigerufen, die Nacht über am Strande.

Mit dem frühesten Tagesanbruch ging er, gefolgt von mehreren Bewohnern des Dorfes, längs dem Ufer hin, nach den Spuren des verunglückten Schiffes spähend. Sie glaubten in einer Distanz von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Werst von der Küste einen dunkeln Gegenstand zu bemerken, den die Dorfbewohner für einen Teil der Takelage hielten, in welchem jedoch Martinsohn ein gekentertes Schiff zu erblicken glaubte. Als es etwas heller geworden, ließ sich dieser dunkle Gegenstand mit ziemlicher Sicherheit als ein gekentertes Schiff erkennen. Hermann Martinsohn schlug seinen Gefährten vor, mit ihm dorthin zu rudern, um mit Gottes Hilfe das Leben der Mannschaft zu retten; aber es wollte bei dem tobenden Sturme und der schrecklichen Brandung daselbst niemand sein Leben daran wagen. Unterdessen war es heller geworden, und man erkannte deutlich ein gekentertes Schiff und an demselben eine Menschengestalt, welche jedoch ganz und gar unbeweglich erschien, so daß es mehr als wahrscheinlich war, daß eine höhere Macht die Seele des müden Schiffers nach hartem Kampfe wider das Element schon zur ewigen Ruhe hatte eingehen lassen. Aber es konnte dennoch Leben in diesem Körper sein; es war vielleicht nur eine Ohnmacht, welche dessen Unbeweglichkeit bewirkte, und Hermann Martinsohns Entschluß war gefaßt: der Versuch zur Rettung des Unglücklichen mußte gemacht werden.

Indessen hatte das Gerücht eines stattgehabten Schiffbruchs auch den folkischen Krüger Johann Klamas und den rammosaarschen Bauern Hans Klamas nach Perrispä geführt. Mit Freuden sah Hermann Martinsohn in dem Herankommen dieser als kühn und unverzagt ihm bekannten Leute eine Hilfe für das von ihm proponierte Unternehmen. Diese drei aber allein konnten sich nicht auf das Meer wagen, das wäre Verwegenheit, ja ein sicherer Tod für sie gewesen; es bedurfte größerer Kräfte zur Führung der Ruder, und solche zu gewinnen, darauf waren die Anstrengungen

des Hermann Martinsohn und der Gebrüder Klamas jetzt gerichtet. Die köndaschen Bauern Peter Jabłokaw, Mart Worsberg und Jaan Einquist entschlossen sich endlich zu dem Unternehmen, bestiegen mit Klaus Klamas und Martinsohn ein Boot und stiegen ab. Es war dies bei dem Sturme und der Brandung, die damals stattfand, immer noch ein geradezu tolldreistes Unternehmen zu nennen und, ohne Suffkurs vom Lande, die Lage der in See Gehenden eine verzweifelte.

Dieses einsehend war Johann Klamas zurückgeblieben, um auf irgend eine Weise andere Kräfte zum Suffkurs zu gewinnen. Das war indessen leichter beschlossen als ausgeführt, denn da stand Johann Klamas im schwankenden Boote am Ufer und bat und bededete vergeblich; ungeachtet seiner eindringlichen Vorstellungen wollte niemand sich finden, der bereit gewesen wäre, den Gefährten nachzusteuern. Endlich wirkte denn doch die Vorstellung, daß, wenn ein zweites Boot dem ersten nicht folge, die nach dem Schiffe zu steuernden Kameraden unrettbar verloren seien. Sie konnten sich doch im stillen der Bewunderung nicht erwehren, welche die Kühnheit derselben auf sie machte. Jost Silberberg, Jürri Malakow, Jaan Kaarmann und Mart Eingrees stiegen zu Johann Klamas in das Boot und ruderten den Übrigen nach, den Gefährten zur Hand zu sein, falls ihnen ein Unglück zustoßen sollte.

Das vordere Boot steuerte unterdessen durch die schreckliche Brandung der hochgehenden See zu und versuchte, da der Kiel des Schiffes nach Norden zu gewendet war und der Sturm von Norden her tobte, unterhalb des Windes an das Schiff zu gelangen, während das zweite Boot in nicht bedeutender Entfernung dem ersten folgte. Nach großen Anstrengungen war endlich das Ziel erreicht, und das erste Boot war dem Schiffe nahe, aber es geriet in die Takelage hinein, verwickelte sich in derselben und war jeden Augenblick in Gefahr, von den Wellen umgeworfen zu werden. Dieser neuen Gefahr gegenüber galt es kaltblütig zu bleiben, und für den Augenblick nur auf die eigene Rettung bedacht, gelang es den verzweifeltsten Anstrengungen der Mannschaft, sich aus der Takelage loszumachen und ganz und gar von dieser Seite des Schiffes sich wegzubegeben.

Obgleich sehr müde und angegriffen, gaben sie dennoch den gefaßten Vorsatz nicht auf, vielmehr versuchten sie jetzt, von der Windseite an das Schiff zu gelangen. Diese Bemühungen aber sind vergeblich, der Wellenschlag ist so stark, daß sie nicht mehr nahe genug

herankommen können. An dem Schiffe vor ihnen hängt immer noch die Menschengestalt, um deren willen sie alle ihr Leben gewagt, aber — sie sehen es jetzt in der Nähe — ganz unbeweglich. Ist er am Leben, oder haben sie nur eine Leiche vor sich? Sie glauben fast das letztere. Weiter vorzurücken ist unmöglich, das sehen sie; dagegen aber wird die Gefahr für sie, in die hohe See verschlagen zu werden, immer dringender.

Eine Beratung beginnt. „Sind wir mit Gottes Hilfe bis hierher gekommen, so wird er auch weiter helfen,“ sagen welche unter ihnen. Dies und die Möglichkeit, daß diesem Menschenkörper noch Leben innewohnen könne, geben den Ausschlag. Sie versuchen, ein an einen langen Strick gebundenes Querholz durch den Wellenschlag an die Menschengestalt herantreiben zu lassen, und harren nun gespannt. Das Querholz treibt an die Menschengestalt heran und an ihr vorbei, ohne daß eine Bewegung an ihr sichtbar würde. Dieses Manöver wird mehrmals wiederholt, stets mit demselben Erfolge. Kein Zweifel mehr, sie haben einen entseelten Körper vor sich. Abermalige Beratung. Indessen auch diese endet mit dem Ausspruche, daß dieser Körper, wenn auch unbeweglich, doch noch Leben in sich haben könne, und in dem festen Glauben, daß ohne den Willen des Einen und Höchsten kein Sperling zur Erde fällt, beschließen sie, das Äußerste daran zu setzen, der vor ihnen befindlichen Menschengestalt habhaft zu werden, möge es auch nur eine Leiche sein.

Klamas schlägt vor, einen Strick nach dem Schiffbrüchigen zu werfen. Dazu aber müssen sie näher an das Schiff heran. Unsägliche Anstrengungen kostet es, aber sie kommen bis auf etwa dreißig Faden näher an das Schiff heran, und, diesen Augenblick wahrnehmend, schleudert Klaus Klamas aus allen Kräften einen Strick nach dem Schiffbrüchigen hin, und der Strick schlingt sich um seine beiden Schultern. Ein Zucken durchfährt die Menschengestalt. Der Schiffbrüchige bemüht sich, die Stricke zu lösen, mit welchen er sich an das gekenterte Schiff angebunden. Handelt es sich nun auch, was bisher mehr als zweifelhaft war, um ein Menschenleben, so geht das Losbinden des Schiffbrüchigen doch so langsam vor sich, daß den Rettern abermals die Hoffnung sinkt. Das Boot ist bis über die Hälfte mit Wasser gefüllt, alles Ausschöpfen vermag nichts wider die hineinschlagenden Wellen, und kaum vermögen sie sich wider den Sturm zu halten; sie müssen jeden Augenblick gewärtig sein, in das hohe Meer verschlagen zu werden. Eine Hoffnung nur hält sie aufrecht, das zweite Boot nämlich, welches in einiger

Entfernung von dem ihrigen mit dem Sturme kämpft, aber noch nicht wie das ihrige mit Wasser angefüllt ist.

Es hat eine halbe Stunde gedauert, aber die Stricke sind gelöst, und der Schiffbrüchige beginnt, das ihm zugeworfene Seil sich um den Leib zu binden. Abermals vergehen fast zwanzig Minuten, welche von der Mannschaft der beiden Böte in Todesangst verbracht werden, denn immer steigt das Wasser im Boote, und sie sind bereits so weit vom Schiffe verschlagen, daß sie sich an demselben Stricke halten müssen, den sie dem Schiffbrüchigen zugeworfen. Endlich ist der Schiffbrüchige fertig und hebt die Hände zum Himmel empor, den Segen des Höchsten zum Gelingen seiner Rettung erflehend. Neuer Mut kommt über die Rettenden. Der Strick wird angezogen, und bald heben sie den Besinnungslosen in das Boot. Es ist aber auch die höchste Zeit, denn das Boot ist schon im Sinken begriffen, so daß eben nur das herbeikommende zweite Boot den Geretteten samt seinen Rettern aufnehmen kann.

Der auf diese Weise Gerettete war der Schiffszimmermann Gerhard Michael aus Oldenburg. Alle seine Kameraden waren einer nach dem andern umgekommen und in das Meer herabgespült worden, er allein ward, wir können wohl sagen wie durch ein Wunder, gerettet. Wir aber dürfen stolz darauf sein, daß unser Vaterland solchen Heldenmut und solche Selbstverleugnung aufzuweisen vermag.

54. Eine Wolfsgeschichte aus Estland.

W. v. Kugelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes.

Wilhelm von Kugelgen, geb. 1802 in Petersburg, gest. 1867 in Ballenstedt am Harz, bekannt als Maler, besonders aber durch die nach seinem Tode erschienene Selbstbiographie.

In Dresden gingen die Spitzblattern um, und wir drei Geschwister erkrankten gleichzeitig daran. Das war nun keine sonderliche Freude, doch hatten gerade wir Patienten die wenigste Unbequemlichkeit davon. Es ging uns in der That nichts ab; unsere kleinen Betten, gegen das Herausfallen mit Geländern versehen, standen gesellig nebeneinander in einem freundlichen, mit unterhaltenden Bildern versehenen Zimmer. Die pflegende Mutter war immer bei uns, der Vater ab und zu, und während das Schwesterchen mit seinen eigenen Händen spielte oder an der von Weimar mitgebrachten Kinderklapper kante, besahen wir andern die vom Vater mit großer Munificenz gespendeten Kupferwerke, schnitten Papierfiguren aus und kneteten allerlei Blumen und Gestalten aus

buntem Wachs, mit denen wir die Ränder unserer Bettstellen beklebten. Unter solchen Umständen läßt sich's schon krank sein, und ich hätte auch heute nichts dagegen, wenn Spitzblattern das einzige Übel wären, was den Menschenleib betreffen könnte.

Die angenehmste Erinnerung aus jener Krankheitsperiode knüpft sich an die Abendstunden, wenn die Rouleaur herabgelassen, die Lichter angezündet waren und die Schwester schlief. Dann fand die Mutter Ruhe, sich mit ihrem Strickstrumpf zwischen uns zu setzen, und wir plauderten von allem, was uns einfiel. Am liebsten war's uns, wenn die Mutter was erzählte, namentlich von ihrer fernen Heimat Estland, die wir auch als die unsrige betrachteten, von jenem abgelegenen Küstenlande mit seinen dunklen Wäldern und schimmernden Wiesenflächen, mit seinen frischen Quellen und ewigen Morästen, durchirrt von Elentieren, Bären, Wölfen, wo auch die Großeltern hausten und zahlreiche liebe Verwandte unser dachten, und wohin wir selbst auch bald zurück sollten.

Die wilden Bestien waren jedoch das Beste, und namentlich wußte meine Mutter von Wölfen sehr effektiv zu berichten. Ob sie auch Kinder fräßen, fragten wir, und es erfolgte nachstehende wahre oder doch aus wahren Umständen zusammengesetzte Geschichte, denn mit Märchen ließ die Erzählerin sich nie ein.

Es war einmal ein kleiner Junge, der war vier Jahre alt und hieß Inrik. Seine Eltern waren Bauersleute und wohnten in einem abgelegenen Walddorf. Der Inrik war aber nicht so angezogen wie die Loßdorfer Bauerjungen; er hatte nichts am Leibe als ein kurzes Hemd von grober Leinwand.

Nun traf sich's, daß die Mutter Piroggen*) gebacken hatte, das sind kleine, runde oder viereckige Kuchen von Brotteig, gefüllt mit Sauerkraut oder auch mit Mährenbrei, wie sie die Leute dort zu Lande lieben. Von diesen Piroggen band die Mutter welche in ein Tuch, gab es dem kleinen Inrik in die Hand und sagte: „Geh, bring's dem Vater auf das Feld; aber eile dich, damit er's warm kriegt.“

Der Kleine fastete den Knoten des Tuches fest und sprang wohlgenut in seinem Hemdchen davon. Er mußte aber durch einen großen Wald laufen, wo viele Erdbeeren standen, doch weil ihm die Mutter gesagt hatte, daß er sich eilen sollte, so rührte er keine an und kam bald zu seinem Vater. Der ruhte im Schatten am Rande des Waldes, an den sein Feld stieß. Er ruhte von der Arbeit

*) Pirogge: Provinzialismus, dem Russischen entlehnt.

und wollte eben sein Vesperbrot, die mitgebrachte saure Milch, verzehren, als Inrik bei ihm anlangte. Da freute sich der Vater über den Kleinen und über die Piroggen, ließ ihn neben sich niedersitzen und gab ihm auch davon.

Das war eine hübsche Geschichte, sagte mein Bruder, und er wolle auch Perücken essen. Aber die Mutter bedeutete ihn, die Geschichte sei ja noch nicht zu Ende, und erzählte weiter:

Als nun die Feldarbeit wieder anging, machte sich der Inrik auf den Rückweg, und da er keine Eile hatte, pflückte er von den schönen, roten Erdbeeren, die am Wege standen. Die schmeckten ihm so süß und immer süßer, je mehr er davon aß, daß er endlich an nichts anderes dachte, als an die Erdbeeren, und je nachdem sie wuchsen, immer tiefer in den Wald lief. Da er nun satt war, pflückte er auch noch ein Sträußchen für die Mutter und wollte dann zurückgehen auf den Weg. Aber er hatte die Richtung verfehlt und geriet in dichtes Gestrüpp, aus dem er sich nicht wieder herausfinden konnte. Da wurde er ängstlich und irrte mit seinem Erdbeersträußchen kreuz und quer und stundenlang umher, bis seine Kleinen, nackten Füßchen von Dornen zerrissen und er so müde war, daß er nicht weiter konnte. So setzte er sich denn weinend unter eine alte Fichte, und traurig und erschöpft, wie er war, sangen ihn die Drosseln bald in Schlaf.

Er hatte sich nur etwas ausruhen wollen und dann weiter gehen; aber er schlief so fest und lange, daß, als er endlich erwachte, der Nachtwind bereits die Wipfel der Birken wiegte. Da fing der arme Junge bitterlich zu weinen an und rief laut nach seiner Mutter, die ihn freilich nicht hören konnte. Aber ein Paar schärfere Ohren hörten ihn.

Es war ein Morast in der Nähe, in dessen Mitte eine alte Wölfin auf dem Lager lag. Die hörte den Hilferuf des kleinen Inrik, streifte ihre Jungen von sich ab, erhob sich und zog leichten Schrittes mit hohlem Leibe über den bruchigen Boden hin. Plötzlich fühlte der jammernde Knabe sich von einer kräftigen Taße zu Boden gestreckt und war fast des Todes, als er die glühenden Augen des Raubtieres dicht an den seinigen erblickte. Die Wölfin beschnoperte den Knaben, der in seiner Angst still wie ein Toter dalag. Dann faßte sie ihn mit scharfen Zähnen bei seinem Hemdchen und trat den Rückzug mit ihm an.

Eilig ging's nun fort über Stock und Block, durch dick und dünn. Halb trug die Wölfin den geraubten Knaben, halb trieb sie ihn durch Peitschen mit ihrem dicken Schwanz zum Selber-

laufen an. Endlich legte sie ihn zwischen drei kleinen Wölfen mit breiten Köpfen und kurzen Schwänzen auf ihr Lager nieder und leckte seine Füße, während die Kleinen mit ausgelassener Freude kreuz und quer über ihn wegtröchen. Wahrscheinlich sollten sie noch etwas mit ihm spielen, ehe er gefressen würde, aber Inrik hatte dazu wenig Lust, kaum wußte er, was mit ihm vorging.

Da knackte es in den dünnen Ästen, die auf dem Morast zerstreut umherlagen, die Wölfin spitzte die Ohren, fuhr auf und schoß einem großen, schwarzen Hunde entgegen. Unter Geheul und Bellen entspann sich nun ein fürchterlicher Kampf. Hund und Wolf hatten sich gegenseitig gepackt, rissen sich nieder und wälzten sich blutend im Moraste, daß das Gewässer hoch ausspritzte. Indem wurden Männerstimmen laut, und Bauern mit Äxten eilten herbei.

Inriks Vater war, geängstet über das Verschwinden seines Kindes, mit Nachbarn und Hunden ausgezogen und hatte schon seit Stunden den Wald durchsucht. Jetzt, allen Übrigen voran, schlug er den Wolf tot.

„Der muß hier sein Nest haben,“ sagten die Männer und begaben sich ans Suchen. Da fand man das halbnackte Kind mit seinem Erdbeersträußchen in der Hand wie tot unter den kleinen Wölfen, die ihre dicken Köpfe ängstlich ineinander geschoben hatten. Der Vater riß sein Söhnchen an sich, schloß ihn ans Herz und fing laut an zu jammern, denn er dachte, daß er tot wäre. Aber Inrik schlug bald die Augen auf, klammerte seine Ärmchen um den Hals des Vaters und sagte weiter nichts als: „Ein großer Hund hat Inrik gebissen!“ Die jungen Wölfe aber verkaufte man dem Gutsherrn, der seine Freude daran hatte und sie als Kettenhunde großzog. —

Bei der zweiten Hälfte dieser Erzählung war auch mein Vater eingetreten und hatte sich, die Hände auf dem Rücken, vor dem Kachelofen aufgepflanzt. Jetzt sagte er, er könne vor dem Inrik keinen rechten Respekt haben. Ein Junge, und ganzer vier Jahre alt, sollte sich was schämen! Wäre er keck aufgesprungen und hätte den Wolf mit einem fürchterlichen Blick angesehen, so würde der sich bald aus dem Staube gemacht haben.

Die Mutter bezweifelte, daß der Wolf sich daran gekehrt haben würde; aber der Vater blieb bei seiner Meinung.

„Der kleinste Mensch, sagte er, kann Wunder tun, wenn er nur den Mut dazu hat. Hätte der Wolf ihn aber doch gefressen, so wäre er wenigstens mit Ehren umgekommen.“

55. Bärengeschichten.

Dr. Bertram, Baltische Skizzen. 4. Aufl. Reval 1904.

Vgl. Nr. 44.

Das einsame Kirchlein lag unweit des weiten und öden Binnen-sees, Peipus oder „die Peips“ genannt. — An einem warmen Märzsonntage, wo die Kirche wegen der großen Anzahl von Kommuni-kanten ungewöhnlich lange gedauert hatte, so daß schon die Sonne im Untergehen war, bemerkte man gegen das Ende des Gottes-dienstes eine gewisse unruhige Bewegung an dem Haupteingange; man ging und kam, flüsterte, sah sich um, und der Propst bemerkte, daß draußen was Besonderes sich ereignet haben müßte. Er eilte daher zum Schluß, verließ die Kirche und hörte in der „Drees-kammer“ (Sakristei) folgenden Bericht. Auf dem See, der am Tage vorher vom Eise befreit worden war, sähe man in weiter Ferne ein Eisfeld ankommen, auf dem ein lebender Mensch zu sein schein-e. Der Propst befahl, sogleich Anstalten zu seiner Rettung zu machen, ehe es Nacht würde; fünfzig Hände machten ein Boot flott, das am Strande lag, und sechs rüstige Fischer sprangen hinein. Die ganze Gemeinde stand am Ufer und betrachtete das spannende Schau-spiel, und manches heiße Gebet um Rettung des Unglücklichen flog zum Himmel. Die Fischer bahnten sich trotz des widrigen Windes allmählich einen Weg durch die Eischollen und erreichten das mäch-tige Eisfeld. Man sah nun deutlich, wie die liegende Gestalt sich erhob und zum Boot ging; aber es ereignete sich jetzt das Unerklär-liche, daß man die Fischer abstoßen sah, so daß es schien, sie wollten den Unglücklichen seinem Schicksal überlassen. Dieser aber entschloß sich rasch, stürzte sich ins Wasser, schwamm hinter dem Boote her und erreichte es. Man sah nun eine große Verwirrung entstehen; aber da es schon anfang zu dunkeln, konnte man bei der Entfernung die Details der Szene nicht mehr unterscheiden. Endlich kehrte das Boot zurück. Man eilte hinab und fand den Unbekannten tot und von den Fischern erschlagen im Boot. Es war niemand anders als ein großer, schwarzer Bär! Die Fischer hatten einen schweren Kampf mit ihm gehabt, und der hungrige Bär war schon ins Boot geklettert, als ein glücklicher Schlag mit dem Ruder auf die Schnauze das mächtige Tier niederstreckte.

Ich erinnere mich, daß ein junger Eivländer, der das Glück hatte, auf einer großen Jagd einen furchtbaren schwarzen Bären

zu erlegen, so außer sich vor Freude war, daß er sich auf das getödete Tier warf und es zärtlich umarmte und küßte! — Kaltblütiger handelte ein estnischer Bauer, der beim Holzhauen eine Bärenhöhle gefunden hatte. Er eilte nach Hause, lud eine alte, erbärmliche Flinte und bewaffnete seinen vierzehnjährigen Sohn mit einem Beil. So bewehrt, zogen sie zum Walde, fanden die Höhle, und der Bauer schoß auf gut Glück hinein. Der Bär, auf diese Art erweckt, kam höchst verdrießlich und blutend heraus, fiel über den Bauer her und warf ihn zu Boden. Während er sich mit ihm beschäftigte, sprang aber der tapfere Junge herbei und versetzte dem Bären scharfe Streiche mit dem Beil; aber plötzlich rief der Bauer unter dem Bären hervor: „Eõ silmaga, ära rikku nahka“ — schlage mit dem Beilrücken, verdirb das Fell nicht! —

Den braunen Landbären sieht man in Livland häufiger, aber gezähmt mit Bärenführern Kunststreifen machen. Es begab sich einmal, daß ein Bärenführer einen retourfahrenden Postknecht bat, ihn aufzunehmen gegen einen Schluck Branntwein. Der Handel wurde geschlossen, der Bär wurde hinten am Schlitten angebunden, so daß die Pferde ihn nicht sehen konnten, man setzte sich ein und fuhr lustig weiter; der Bär trabte hinterdrein. Beim ersten Krüge wurde angehalten, und die beiden Männer gingen hinein, um zu trinken; der Bär witterte unterdes einen Brotsack im Schlitten, der dem Postknecht gehörte, und kletterte hinein, um den Inhalt des Sackes zu untersuchen. Kaum erschien das zottige Ungeheuer im Schlitten, als die drei Postgäule, von einem panischen Schrecken ergriffen, Reißaus nahmen. Der Bär verlor seine Geistesgegenwart nicht, sondern stellte sich auf die Hinterfüße mitten in den Schlitten und klammerte sich mit den Vordertagen am Sitzbrett fest, um welches die Jageleinen*) geschlungen waren. So ging es im vollen Jagen vorwärts. Der Weg war grubig; der Schlitten schleuderte, und der Bär, der nie mit der Post gefahren war, balancierte in Todesangst auf dem ungewohnten Fuhrwerke. Die Postglocke am Krummholz rief von allen Seiten Leute herbei, es sah furchtbar und zugleich komisch aus, eine wahre wilde Jagd. So flogen sie wie rasend, Dörfern und Hütten in gestreckter Karriere vorbei und endlich in den heimatischen Poststall hinein, die Pferde im weißen Schaum und der Bär ganz schwindlig und verdußt.

*) Jageleinen ist einer unserer Provinzialismen.

56. Unsere Wälder einst und jetzt.

K. R. Kupffer.

Dgl. Nr. 2.

In längst vergangenen Zeiten — es mag wohl einige Jahrtausende her sein — da war unser Heimatland nahezu überall mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Damals wohnten hier noch keine Menschen, die im Walde Holz gefällt oder Wild gejagt hätten, die wertlose Waldbäume ausrotteten, um an ihrer Stelle wertvollere anzupflanzen, oder die — wie es später geschah — ganze Wälder ausgerodet hätten, um für Wohnstätten und Wege, für Gärten und Felder, für Wiesen und Weiden Raum zu gewinnen.

Damals durfte jeder Baum und Strauch, jedes Kraut und Gras ebenda aufwachsen, wo sein Keim zu Boden gefallen war und geeignete Wachstumsbedingungen angetroffen hatte. Heutzutage pflegt man einen Wald, sobald er ausgewachsen ist, zu fällen, um das Holz zu Zimmermanns- und Tischlerarbeiten, zum Heizen, zur Herstellung von Papier oder andern Dingen zu verwerten, ehemals blieb jeder Baum stehen, bis er durch Krankheit, Alter oder andere Veranlassung sein natürliches Ende fand. Infolgedessen sieht man jetzt in einem Waldstücke meist nur ziemlich gleichalterige Bäume beisammenstehen, damals aber gab es überall Bäume jeden Alters und am Fuße vielhundertjähriger Riesen gedieh unbehindert ihre ganze Nachkommenschaft.

In der Gegenwart achtet der Forstmann sorgsam darauf, daß kein toter Baum und namentlich kein Fallholz im Walde bleibt, denn in diesem finden sich gar bald die schädlichen Borkenkäfer ein, die dann gern auch auf die lebenden Bäume übergehen und sie töten, indem sie ihr Holz unter der Rinde zernagen. In jener Urzeit gab es niemanden, der den Wald hätte in Ordnung halten können; franke oder abgestorbene Stämme und Äste standen deshalb so lange da, bis der Sturm sie brach, dann blieben sie am Boden liegen, bis sie völlig zernagt und zerfallen waren, bis auf ihrem Moder neue Kräuter oder Bäume erwachsen. Wild und wirr sah es dazumal in unsern Wäldern aus, nur mit großer Mühe hätte man durch sie hindurch dringen können. Solche Wälder, die noch nicht durch Menschenhand geordnet und ausgenutzt worden sind, nennt man Urwälder, wogegen solche, die von den Forstleuten ein-

geteilt worden sind, von ihnen gepflegt und genützt werden, Forste heißen.

Vor Jahrtausenden war nicht nur unsere Heimat, sondern überhaupt fast ganz Mitteleuropa durchweg von Urwäldern bedeckt, die kaum eines Menschen Fuß betreten hatte. Zahlreiche und sehr verschiedenartige wilde Tiere hausten in dem schier unendlichen Dickicht. Gegenwärtig trägt unser Erdteil nur noch in den menschenleeren nördlichen Theilen Rußlands und Scandinaviens ausgedehnte Urwälder, sonst sind allenthalben ebenso wie bei uns zu Lande verhältnismäßig wenige Wälder übriggeblieben, und diese sind längst in mehr oder weniger wohlleingerichtete Forste verwandelt.

Die Zahl der wilden Tiere hat so bedeutend abgenommen, daß man nur einigen von ihnen, wie z. B. dem Hasen und stellenweise dem Reh, öfter begegnet; auch diese hegen vor dem Menschen eine kaum zu überwindende Scheu und flüchten, sobald sie seiner ansichtig werden. Andere, wie Fuchs und Dachs, sind zwar auch nicht selten, führen aber ein so verborgenes Leben, daß man vielhundertmal im Walde gewesen sein kann, ohne eines dieser Tiere zu Gesicht bekommen zu haben. Manche Tiere des Waldes, die ehemals überall vorkamen, haben sich jetzt in die entlegensten Wälder unserer Heimat zurückgezogen; so der stattliche Elch, der starke Bär und der blutdürstige Luchs; andere sind aus unserer Heimat bereits ganz verdrängt und nur noch in fernen Gegenden anzutreffen; solches gilt z. B. vom Biber und vom Wisent. Einige dieser aus unserer Heimat verdrängten Tiere, wie der Wolf, das Wildschwein, der Vielfraß, werden hin und wieder durch Nahrungsmangel zu weiten Wanderungen gezwungen; einzelne von ihnen verirren sich dann mitunter bis in unsere Waldungen, wo ihnen von Jägern bald der Garau gemacht zu werden pflegt. Manche Tierarten sind vom Menschen sogar völlig ausgerottet worden, so namentlich das Auerrind; dieses kam noch vor etlichen hundert Jahren in ganz Mitteleuropa vor, wird dagegen gegenwärtig nirgends mehr lebend gefunden; nur geschichtliche Überlieferungen und gelegentlich in der Erde oder auf dem Grunde von Gewässern gefundene Knochenreste bezeugen das ehemalige Vorkommen dieses Tieres auch in unserer Heimat. In noch älteren Zeiten lebten hierzulande noch manche andere, nunmehr völlig ausgestorbene Tierarten, so zum Beispiel ein hunscheckiges Nashorn und das riesige Mammut, das dem Elefanten ähnelte, jedoch größer war und einen dichten, rostbraunen Pelz trug.

Auch mancherlei wildwachsende Bäume und Kräuter, die in unserem Heimatlande früher verbreitet waren, sind später infolge verschiedener Ursachen seltener geworden oder ganz verschwunden. So war die stattliche Eiche, dieses Urbild der Dauerhaftigkeit, noch vor etwa hundert Jahren bei uns viel häufiger als jetzt. Schonungslose Abholzung dieses zu Bau- und Tischlerarbeiten sehr geschätzten Baumes hat sein Vorkommen bereits so weit eingeschränkt, daß man gegenwärtig nur selten gesunde Eichenstämme im Walde findet. Ein anderes Beispiel bietet die merkwürdige Wassernuß dar. Diese Pflanze wurzelt am Grunde von Seen und treibt einen langen, schnurdünnen Stengel. Soweit dieser im Wasser flutet, trägt er lange, federartig zerschlitzte Blätter, sobald er aber die Oberfläche erreicht, bildet sich eine Rosette aus kurzen, rautenförmigen Schwimmblättern, zwischen denen sich unscheinbare Blüten entwickeln. Die Früchte sind etwa einen Zoll lange, eßbare Nüsse und besitzen vier mit feinen Widerhäkchen besetzte Spitzen; sie reifen im Herbst, lösen sich dann von der Mutterpflanze ab und sinken auf den Grund; aus der Nuß keimt im nächsten Jahre eine neue Pflanze. Die festen Schalen der Nüsse widerstehen jahrtausendelang der Verwesung, und da man gelegentlich solche Nußschalen am Boden von Seen gefunden hat, wo gegenwärtig keine Wassernüsse mehr wachsen, muß man daraus schließen, daß diese Pflanze in alten Zeiten verbreiteter gewesen ist als jetzt. In unserer baltischen Heimat kommt die Wassernuß gegenwärtig nur in einem kleinen See bei Jakobstadt in Kurland vor; auch in den uns benachbarten Ländern ist sie sehr selten geworden, aus Finnland, wo sie früher gleichfalls gedieh, ist sie sogar völlig verschwunden. —

Unsere heutigen Wälder mit all ihrem Pflanzenwuchs, ihrem Tierleben sind also nur recht unvollkommene Überbleibsel aus grauer Vorzeit. Aber auch als solche sollen sie uns allen lieb und wert sein, denn sie vermitteln uns nicht nur eine Vorstellung von dem Urzustand unserer Heimat, sondern sie sind auch diejenigen Stätten, wo wir noch am ehesten das ungestörte Leben und Wirken der Pflanzen- und Tierwelt beobachten können. Solche Beobachtungen müssen einem jeden Achtung vor der herrlichen Natur und Liebe zu seiner Heimat einflößen, diese aber sind die Quellen vieler der edelsten Freuden. Es ist daher ein guter, alter Brauch, daß zur schönen Sommerzeit alt und jung hinauszieht aus den engen Städten, um in der freien Natur, im frischen grünen Walde, Erquickung zu suchen.

57. Der Edelmarder.

A. Baron Krüdener.

Arthur Baron Krüdener, geb. 1869 auf dem Gute Wohlfahrtslinde in Livland, wo er als Besitzer lebt; bekannt als Jagdschriftsteller.

Hei, wie der Schnee von den Ästen stäubt, wie die Nadeln rieseln! Trockne Zapfen wirbeln herunter, dürre Zweiglein knistern und rauschen in den Kronen: über uns, in den Wipfeln der Baumriesen spielt sich ein Kleinkrieg der Tierwelt ab, der Edelmarder hegt seine Beute. Flink schnellst sich das Eichhorn von Stamm zu Stamm, bald höher, bald niedriger, doch der kühne Verfolger schwingt sich hinterher, nicht minder geschmeidig. Das zu Tode geängstigte Hörnchen schmiegt sich an den dicksten Stamm und rutscht ausweichend von einer Seite zur andern, doch der blutlüsterne Räuber gibt seinem Opfer, dessen Kräfte schon ermatten, keine Sekunde Ruhe. Verzweifelnden Sprunges aus schwindelnder Höhe läßt sich der verfolgte Nager auf den Erdboden, in den weichen Schnee fallen, doch der heutigierige Marder zögert keinen Moment, auch dorthinab zu folgen. Beiden glückt der elegante Absprung, doch die Entfernung zwischen beiden verringert sich zusehends; da gelingt dem arg bedrängten Hörnchen die durch Kräfteabnahme gebotene List: es läßt sich, plötzlich niederkauern, vom übereifrig nachsetzenden „Blutsauger“ überspringen und macht blitzschnell Kehrt, doch der gewitzigte Verfolger sitzt ihm gar bald auf den Fersen und zwingt die ihm schon sichere Beute, darnach zu trachten, nochmals die Höhe, den Schutz der buschigen Baumkronen, zu gewinnen. Aber die Kräfte sind zu ungleich, die Angst lähmt schließlich die Energie, und — spärliche Reste, z. B. die Fahne des Eichhörnchens auf einem Mooshügel, erzählen uns, daß hier im stillen Winterwalde im abendlichen Zwielschtdämmerchein eine Tragödie der Tierwelt sich abgespielt hat; das Recht des Stärkeren galt auch hier im Kampfe ums Dasein.

Leider sind es aber nicht nur vorwiegend die den Vogelnestern und Waldsämereien so schädlichen Eichhörnchen, die der Marder, dieser „Ritter vom kostbaren Pelz“, sich zur Mahlzeit erkürt; ein solches Menu dürfte man ihm gönnen. Aber dieser Nimmersatt vernichtet, man kann sagen, alles Lebendige, das er zu bewältigen vermag. Und hierbei kommen ihm seine scharfen Sinne, seine hochentwickelte Intelligenz und seine Charaktereigenschaften trefflich zuflatten. Beispiellos kühn und geschickt, listig und überlegend zugleich,

versteht er es, jede Kreatur, vom Rehkitz bis zur Maus, vom Auerhahn bis zum Zaunkönig, zu überrumpeln. Glücklicher Weise wird ihm überall eifrig nachgestellt, da sein Balg sehr geschätzt ist, besonders sein schöner Winterpelz. Der Edelmarder ist aber hierzulande keineswegs an den geschlossenen Wald gebunden. Er bewohnt freilich meist Bruchwälder, die seinem Vetter Nörz gleichfalls zusagen, verschmäht jedoch keineswegs Raubzüge ins Torfhochmoor, wobei er freie, öde Flächen wersteweit zu durchstreifen sich nicht scheut. Seinen Schlafplatz wählt er nicht nur, wie es oft zu lesen ist, auf Bäumen in verlassenen Nestern, sondern nicht minder häufig auf dem Erdboden, unter Wurzelstöcken, Stubben, Hümpeln usw. Wer je einer Marderspür nachzog, weiß, welche Wiedergänge, Haken, Schleifen, Kreuz- und Quersprünge diese unstätten, bösen Geistern gleichen Raubtiere vollführen, denen gleichsam das Rainszeichen des schlechten Gewissens auf die Stirne geprägt zu sein scheint. Der Angeübte vermeint häufig, nicht einer, nein wenigstens ein halbes Duzend dieser vierbeinigen Wilddiebe habe hier gehaust, bis man endlich den Knäuel von Tritten entwirrt und deutlich feststellt, nur ein einziger dieser interessanten Unholde habe hier sein Wesen getrieben. Daß es gelegentlich glücken kann, den sonst so hastigen, raffiniert schlaunen Erzscheml durch einen einfachen Kunstgriff zu übertölpeln, davon habe ich mich selbst überzeugt. Der Jäger nennt es „ein Gespenst machen“. Wenn er nämlich einen hoch im Astgewirr hockenden Marder erkennt und aus irgend einem Grunde ihn dort für einige Zeit bannen will, so hängt er irgend ein entbehrliches Kleidungsstück, ja auch nur eine größere Jagdtasche in der Nähe des Baumes derart auf, daß der braune Wildräuber hoch oben den flatternden Gegenstand erblicken und im Auge behalten kann. Der betörte Marder, dem es sonst nie an Geistesgegenwart fehlt, fixiert nun ununterbrochen solches ihm höchst verdächtig dünkende „Gespenst“ und wird gleichsam hypnotisiert. Der Jäger kann sich ruhig entfernen, um ein Gewehr, frische Munition oder einen zweiten Schützen zu holen: der überlistete Marder verläßt seinen hohen Beobachtungsposten nicht und wird schließlich das Opfer seines Wahnes.

Über das Ehe- und Familienleben dieser Raubtiergruppe fehlen leider noch immer zuverlässige Beobachtungen. Desgleichen gibt es hierzulande keine sicheren Angaben über das gleichzeitige Vorkommen des dem Edelmarder ganz nahe verwandten Stein- oder Hausmarders, der sich außer seiner Lebensweise — er bevorzugt als Feld seiner Tätigkeit menschliche Ansiedelungen — auch durch den helleren

Brustfleck von dem mit eigelbem Fleck gezierten Baum- oder Edelmarder unterscheidet. Edel- und Hausmarder sind doppelt so groß wie das Eichhorn, Mörz und Iltis stehen an Größe zwischen Eichhorn und Marder.

58. Eine Schlittenfahrt.

Th. Pantenius, Aus meinen Jugendjahren, Leipzig 1907.

Theodor Hermann Pantenius, geb. 1843 in Mitau, lebt in Berlin, bekannter baltischer Romanschriftsteller.

Wundervoll waren die weiten Fahrten übers Land, wenn es galt, entfernt wohnende Freunde zu besuchen. Heute soll nach E. gefahren werden. Es ist Winter, und es hat in der Nacht stark geschneit, so daß eine dicke Schneedecke auf dem Lande liegt; am Morgen aber geht die Sonne strahlend auf. Vor der Freitreppe halten vier kleine Schlitten, und in dreien von ihnen werden je ein Herr, der das Pferd lenkt, und eine Dame Platz nehmen, während der vierte für den Kutscher bestimmt ist.

Wir haben uns gegen die Kälte gut verwahrt, mit Pelzen, Pelzmützen, Pelzhandschuhen und Pelzstiefeln; denn es friert fünfzehn Grad, und wir werden fünf bis sechs Stunden unterwegs sein. Wie wir ins Freie treten, atmen wir mit Entzücken die frische Winterluft ein und recken uns in einem uns ganz erfüllenden, frohen Kraftgefühl. Ein solches beseelt auch die Pferde, die es gar nicht erwarten können, ausgreifen zu können. Wir nehmen zu zweien Platz in den Schlitten, und mit munterem Glockengeläut — jedes Pferd trägt eine Glocke — geht es vom Hof. Der Schneemantel der Landschaft ist mit Milliarden von Brillanten besetzt, in denen die Strahlen der Sonne sich widerspiegeln, kein Wölkchen unterbricht das Blau des Himmels, von dem nur die Wintersonne milde herabscheint.

Wir benutzen nicht die Landstraßen, sondern fahren auf „Winterwegen“, wie sie das Bedürfnis sich gebahnt hat, über Felder und Wiesen, durch Busch und Brache. Die Gebäude der Bauernhöfe, an denen wir vorüberkommen, haben alle dichte, weiße Hauben auf den Dächern; das Gebüsch nimmt im Schneeschmuck die phantastischsten Formen an. Die jungfräuliche Schneedecke berichtet getreulich, was sich auf ihr seit dem Morgengrauen bewegte. Hier ist Meister Lampe vom nächtlichen Besuch eines Bauerngartens heimgekehrt und hat, nachdem er mehrfach Haken geschlagen, sein Lager unter einem Wachholderbusch aufgeschlagen; da schnürte sein Todfeind Reineke seines Weges; dort setzte ein Wiesel zierlich ein Fuß-

chen vor das andere. Nun nimmt uns der Winterwald auf. Schwerlastend liegt der Schnee auf den Zweigen der Tannen; das gebeugte Unterholz bildet weiße Lauben; kein Ton unterbricht die Stille als unser Glockengeläut und hin und wieder das Prusten eines Pferdes.

Das alles ist unbeschreiblich schön und poetisch, und wir genießen es mit vollem Bewußtsein.

Allmählich verstummen die Ausrufe der Freude; man wechselt nur noch selten ein Wort. Die Einwirkung der Kälte macht sich doch fühlbar, und es tritt ein Gefühl angenehmer Ermüdung ein. Die Pferde laufen langsamer und nehmen unsere Aufmerksamkeit nicht mehr in Anspruch; wir richten die Pelzkragen auf, und die nun eintönig erklingenden Glocken tragen dazu bei, uns in eine Art Halbschlaf zu versenken. Dann aber dringt die Kälte durch unsere Pelze; die Hände und Füße fangen an erst zu brennen, dann zu schmerzen. Wir werden wieder ganz wach und treiben die Pferde zu schnellerem Laufe an. Endlich sind wir auf dem Hof, werden mit Ausdrücken lebhaftester Freude empfangen und schälen uns aus unseren Pelzen und Wollfächern. Wie erfreut uns jetzt die Wärme, die uns umgibt, die Wärme, die von den Öfen ausgeht, und die, die von den Herzen unserer gastlichen Wirte kommt!

59. Da draußen liegt der weiße Schnee . . .

O. v. Schilling, Tandaradei. Lieder eines Kurländers. Riga 1907.

Vgl. Nr. 27.

Da draußen liegt der weiße Schnee
Wie eine dicke Decke,
Schon kommen hungrig Hah' und Reh
Bis an die Gartenhecke.

Gesicht bemalt des Frostes Hand
Das Scheibenglas mit Blumen,
Und scharrend sucht am Fensterand
Der Spaß nach Weißbrotkrumen.

Wohl uns, die Öfen heizen gut,
Wir trinken Thee und lachen.
So fürchterlich der Winter tut,
Er kann uns gar nichts machen.

60. Der Dachs.

K. Grevé.

Karl Grevé, geb. 1854 in Moskau, lebt in Riga, Oberlehrer der Naturwissenschaft und Redakteur der „Neuen Baltischen Weidmannsblätter“.

Fast überall in unserer baltischen Heimat finden wir in weniger besuchten Wäldern, besonders in hügeligen Vorhölzern, auf der Sonnenseite ziemlich große Höhleneingänge, oft vier bis acht in geringer Entfernung voneinander. Sie führen schräg in die Tiefe hinab. Bei genauerer Betrachtung bemerken wir in dem Sande Fußabdrücke, die Spuren eines größeren Tieres, das offenbar hier unter der Erde seine Wohnung hat. Es ist der Dachs, ein mürrischer, die Einsamkeit liebender Einsiedler, der sich selbst mit seinesgleichen nicht gut verträgt. Er ist ein plumper Geselle, der etwa 80 Zentimeter lang und 30 Zentimeter hoch wird und im Herbst, feist geworden, bis zu 20 Kilogramm (ungefähr 50 russische Pfund) wiegt. Sein Körper ist von straffem, borstenartigem, glänzendem Haare bedeckt, das am Rücken grauweiß und schwarz gemischt, an den Seiten und am kurzen Schwanz rötlich, auf der Vorderseite und an den Füßen schwarzbraun erscheint. Sein länglicher Kopf ist weiß, aber ein schwarzer Streifen läuft jederseits, fast an der Schnauzenspitze beginnend und dann breiter werdend, über die Augen und die Ohren und geht, im Nacken allmählich verschwindend, in die Färbung des Rückens über. Seine Hinterfüße treten mit der ganzen Sohle auf, daher erscheint sein Gang watschelnd und unbeholfen.

Wenn wir uns in der Nähe seiner Wohnung, seines Baues, verstecken, können wir den originellen Gesellen in seinem Tun und Treiben belauschen. Bald nach Sonnenuntergang kommt er aus seinem Bau hervor, nicht plötzlich wie der rote Räuber, der Fuchs, sondern sehr vorsichtig. Man hört erst in dem Rohre ein Gepolter — er schüttelt sich — dann erscheint sein spitzschnauziger Kopf am Eingange. Er schnüffelt und sieht sich um, und nur wenn er sich überzeugt hat, daß ihm keine Gefahr droht, verläßt er vollends den Bau. Nun beginnt er seine nächtliche Wanderung und begibt sich an das nächste Gewässer zur Tränke. Unterwegs läßt ihn seine feine Nase manchen Leckerbissen entdecken. Bald ist es irgend eine Wurzel, die ihm mundet, bald ein Kerbtier, eine Schnecke, ein Regenwurm oder ein Hummelnest, das in seinen hungrigen Magen wandern muß. An dem Wege, den er genommen, kann man hier und da Löcher im Erdboden bemerken, als ob jemand mit einer kleinen

Schaufel hineingestochen und etwas herausgehoben hätte. Der Jäger sagt: „Hier hat der Dachs gestochen“, das heißt, er hat mit seinen starken, scharfen Krallen die unter der Erdoberfläche verborgene, ihm durch seinen feinen Geruchssinn verratene Beute hervorgeholt. Zuweilen stößt er auf ein bodenständiges Vogelnest und sieht die Eier oder jungen Vögelchen als willkommene Ergänzung seines Speisezettels an. Aber auch junge Hasen, Schlangen, Eidechsen und Frösche, Mäuse und Maulwürfe werden nicht verachtet. Im Herbstes schmaust er gerne vom Fallobst, sucht sich auch Möhren und Rüben, während er die Eicheln verschmählt. So mästet er sich zum Winter einen ganz hübschen Wanst an, wird feist und träge.

Wird er nicht beunruhigt, so verläßt er seinen Bau oft schon am Nachmittage, seltener am Tage, und sitzt dann gerne in der Sonne, legt sich auch wohl auf den Rücken, reckt und streckt sich und leckt seinen Balg. Tritt die kalte Jahreszeit ein, so zehrt er von den Vorräten, die er eingetragen, geht seltener aus und macht sich ein warmes Laubbett zurecht. Nimmt die Kälte zu, so legt er sich hin, steckt seinen Kopf zwischen die Vorderbeine und schläft ein. Wird das Wetter milder, erhebt er sich wieder und geht trinken, ja, wenn stärkeres Tauwetter eintritt, gräbt er oft schon im Januar und Februar nach Wurzeln. Zum Frühjahr ist er stark abgemagert und sieht recht ruppig aus.

Seinen Bau scharrt er sich mit seinen starken Krallen aus. Die ausgegrabene Erde stößt er mit den Hinterfüßen fort oder schiebt sie auch mit dem Hinterteile rückwärts hinaus. Die Gänge werden oft 8 bis 10 Meter lang und führen in die eigentliche Wohnung, den Kessel, der $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meter unter der Erde angelegt wird. Oft findet man auch senkrechte Lüftungsröhren an dem Bau. Der Kessel ist sehr geräumig und mit Moos ausgepolstert. Überall herrscht die peinlichste Sauberkeit.

Die Dächsin ist um ihre Jungen sehr besorgt. Sie bringt deren 3—5 im Anfang März zur Welt. Es sind kleine, drollige Geschöpfe, die, mehrere Tage blind, erst allmählich ihre kleinen, glänzenden Äuglein öffnen. Sie liegen in einem warmen Nest aus Moos und Laub, welches die sorgsame Mutter zwischen den Hinterbeinen vor den Eingang des Baues gebracht und dann mit der Schnauze und den Vorderfüßen in den Kessel hineingeschoben hat. Das Weibchen mit seinen Jungen bewohnt stets einen besonderen Bau, während der Dachspapa in seiner eigenen Burg haust. Wachsen die Kleinen heran, sind sie etwa 3—4 Wochen alt geworden, so gehen sie schon vor den Bau, um miteinander oder der Mutter zu spielen. Diese

erzieht sie von Anfang an zur Sauberkeit: sie legt beim Bau eine besondere Grube oder Röhre an, wo das von den Jungen nicht verzehrte Futter niedergelegt wird, auch weist sie ihnen zur Ver- richtung ihrer Notdurft einen besonderen Ort an. Im Herbst trennen sich die jungen Dachse von ihrer Mutter und beginnen ein selbständiges Leben.

Dem Dachse wird von den Jägern auf mancherlei Art nach- gestellt, da sein Fett zum Brennen und als Arzneimittel, sein wasser- dichtes Fell zu Kanzen und manchen andern Dingen, seine Haare zu Pinseln und Bürsten Verwendung finden, ja, in manchen Gegenden das Fleisch der jungen Dachse genossen wird. Man schießt ihn auf dem Ansitz, fängt ihn in Fallen und Tellereisen, läßt die kleinen, frummbeinigen, aber scharfen Teckel oder Dachshunde in seinen Bau hinein; wenn er sich verklüftet, das heißt, die Röhre hinter sich mit Erde verstopft, gräbt man ihn aus, um ihn zu erschlagen oder lebend mit einer Zange herauszuheben.

Junge Dachse werden leicht zahm und sind sehr possierlich und spiellustig, vertragen sich auch gut mit den Haushunden.

Oft kann man lesen, daß der schlaue Fuchs den Bau des rein- lichen Dachses absichtlich verunreinige und ihn so zum Verlassen seiner mühsam hergestellten Wohnung zwingt, um sie dann selbst in Besitz zu nehmen. Das ist eine unbegründete Fabel. Wohl aber hat man beobachtet, daß in sehr großen Dachsbauen — welche da- durch entstehen, daß ihr Besitzer sie immer mehr erweitert, sich mehrere Kessel anlegt — in den oberen Räumen der Fuchs sich einrichtet und die beiden Tiere so nebeneinander hausen.

Außer dem Menschen hat der Dachs bei uns wohl kaum noch Feinde. Er ist eher ein nützliches Tier, da er durch Vertilgung von Engerlingen, Würmern, Mäusen dem Landmann manchen Dienst erweist, so daß man es ihm verzeihen kann, wenn er hin und wieder auch mal einen Vogel oder Hasen verspeist.

61. Im Nadelwalde.

K. A. Kupffer.

Vgl. Nr. 2.

Unter allen unsern Waldbäumen sind die Kiefer oder Föhre und nächst ihr die Fichte oder Gräne die häufigsten. Beide sind Nadelbäume. Außer ihnen sind in unserer baltischen Heimat nur noch zwei Nadelhölzer einheimisch, nämlich der allgemein verbreitete

Wacholderstrauch*) und der seltene Eibenbaum oder *Taxus*. Andere Nadelbäume, wie zum Beispiel Tannen und Lärchen, kommen bei uns nicht wild vor, werden aber vielfach in Gartenanlagen, stellenweise auch in Forsten angepflanzt.

Die Früchte der Kiefern, Fichten, Tannen und Lärchen sind Zapfen; diese bestehen aus holzigen Schuppen, zwischen denen sich die Samen des Baumes entwickeln. Jedes Samenkorn ist mit einem häutigen Flügelchen versehen, so daß es leicht vom Winde erfaßt und weithin verweht werden kann. Deshalb sind unsere Nadelbäume auch so verbreitet. Die Samen des Wacholders stecken in schwarzblauen, die der Eibe in scharlachroten Beeren. Diese Samen sind nicht geflügelt, sondern werden durch manche Vögel verbreitet, die namentlich Wacholderbeeren gerne fressen, ihre unverdaulichen Samen aber wieder von sich geben.

Leider hat sich in der norddeutschen Mundart eine arge Verwechslung der Namen unserer häufigsten Nadelbäume eingebürgert. Oft wird nämlich die Kiefer fälschlich Fichte, die eigentliche Fichte hingegen Tanne genannt; manchmal hört man wohl gar die Kiefer „Tanne“ heißen. Um dieser mißlichen Verwirrung zu entgehen, muß man sich die Unterscheidungsmerkmale dieser Bäume fest einprägen; und das ist gar nicht schwer.

An der Kiefer oder Föhre bemerken wir paarweis beisammenstehende, mattgrüne Nadeln, deren Länge etwa die Hälfte eines ausgewachsenen Zeigefingers erreicht. Ältere Kiefernabäume besitzen eine breit verzweigte Krone mit stumpfem Wipfel. Die Rinde der dickeren Äste und der oberen Teile des Stammes weist eine mehr oder weniger lebhaftere, rotbraune Farbe auf. Die Zapfen des Kiefernbaumes sind eiförmig, nicht länger als ihre Nadeln.

Die Fichte oder Gräne ist uns allen als Weihnachtsbaum wohlbekannt. Die Nadeln dieses schönen Baumes stehen zwar dichter als bei der Kiefer, sind aber einzeln angeordnet; ihre Farbe ist ein lebhaftes Grün, sie sind kaum halb so lang wie die der Kiefer. Die Krone der Fichte ist stets schlank, mit einem spitzen Wipfel versehen. Ihre Rinde ist graubraun. Ältere Fichten tragen in der Nähe des Wipfels etwa fingerlange Zapfen, die, solange sie noch nicht ausgewachsen sind, aufrecht stehen, bei der Reife aber abwärts gefehrt hängen.

Die Tanne, wegen ihrer Schönheit auch Edelstanne genannt,

*) Wir bezeichnen ihn oft mit seinem lettischen Namen „Kaddi“ oder dem estnischen „Kadda“.

ist nicht bei uns, wohl aber in den südlicheren Theilen Mitteleuropas einheimisch. Sie ist der Fichte im Bau der Krone, in der Farbe der Rinde und in der Form der Zapfen ähnlich, unterscheidet sich von dieser indessen durch folgendes: ihre Nadeln sind platt, auf der Unterseite mit zwei weißlichen Längsstreifen versehen; ihre Zapfen sind auch in reifem Zustande aufwärts gerichtet. —

Nicht in jedem Walde kann man Kiefern, Fichten und andere Bäume nebeneinander beobachten, oft begegnen uns reine Fichten- oder reine Kiefernwälder. Dieses kommt daher, daß die verschiedenen Waldbäume verschiedene Anforderungen an die Beschaffenheit des Erdbodens, an Licht, Luft und Feuchtigkeit stellen. Die Kiefer ist in Bezug auf den Boden nicht wählerisch, sie nimmt mit dürrer Sande ebenso vorlieb wie mit nassem Moor, sie bedarf aber — namentlich während ihrer Jugend — des Sonnenlichts und einer gewissen Wärme. Ganz anders verhält es sich mit der Fichte; auf schlechtem Boden vermag sie nicht zu gedeihen, dagegen braucht sie nur wenig Licht, und gegen Kälte ist sie so gefeit, daß sie noch im nördlichen Lappland wächst, wo die grimmen Winterfröste jeden andern Baum ertöten. Aus diesen Gründen herrschen auf Sand und Moor Kiefern vor, auf besserem Boden aber pflegen Fichten die Oberhand zu gewinnen, da sie schneller wachsen und in ihrem Schatten den lichtbedürftigen Nachwuchs der Kiefern ersticken.

Im Kiefern-Jungwalde stehen die Bäume meist sehr dicht; wachsen sie so weit heran, daß sie sich gegenseitig zu beschatten beginnen, so gehen die kleineren, schwächeren Bäume einer nach dem andern ein, und nur die kräftigsten erreichen ihre volle Größe. Der Kiefern-Hochwald kann also nicht besonders dicht sein. Da außerdem die Kronen der Kiefern zwar breit, aber recht weit-schweifig verästelt und ihre Nadeln zwar lang, aber schmal und undicht sind, fallen durch die Baumkronen hindurch auf den Waldboden immer noch Lichtstrahlen genug, um — wenn nur der Erdboden gut ist — einen reichen Pflanzenwuchs hervorzurufen. Auf recht fruchtbarem Kiefernwaldboden gedeihen daher allerlei schöne Blumen und saftige Kräuter. Früher mag es hier viele solche üppige Wälder gegeben haben, jetzt aber sind ihrer nur sehr wenige übrig, denn seit Jahrhunderten hat der Mensch überall, wo er fruchtbaren Boden antraf, den Wald ausgerodet, um Felder anzulegen.

Auf Kiefernwaldboden mittlerer Güte pflegt ein dichtes Gewirr der etwa spannenhohen Preiselbeer- und Heidelbeersträuchlein vorzuherrschen. Jene sind bei uns unter dem Namen Strickbeeren, diese als Schwarzbeeren allgemein beliebt. Auf feuch-

teren Stellen gesellen sich auch die etwa kniehohen Sträucher der weniger geschätzten Blau- oder Trunkelbeere und des betäubend duftenden Porstes dazu; hier begegnen uns auch verschiedene Sauergräser. Je nasser der Boden wird, desto häufiger finden sich Torfmoose ein; diese besitzen die eigentümliche Fähigkeit, wie Schwämme das Regenwasser aufzusaugen und festzuhalten. Bei hinreichender Nässe vermögen diese Torfmoose alle andern Bodenpflanzen zu überwuchern, endlich beginnen auch die Bäume zu kränkeln und abzusterven, der schöne Kiefernwald verwandelt sich in ein unheimlich ödes Moosmoor.

Anders gestaltet sich der Kiefernwald auf trockenem Erdreich; hier siedelt sich in ihm besonders gern das Heidekraut an. Ist der Boden dem Nachwuchs junger Bäume ungünstig, so muß der Wald mit dem Absterben oder Abholzen der alten zu Grunde gehen, und es bleibt nur eine eintönige, mit kniehohem Gestrüpp von Heidekraut dicht bewachsene, sehr unfruchtbare Fläche nach, die man eine Heide nennt. Ausgedehnte Heiden gibt es namentlich auf dem Sandboden längs unserer Ostseeküsten, ganz besonders in der weiten Umgebung der Stadt Riga. Wenn der Erdboden oberflächlich auch für das Heidekraut zu dürr und unfruchtbar ist, in der Tiefe aber noch einige Feuchtigkeit beherbergt, so kann er zwar auch Kiefernwald tragen, zwischen den Baumstämmen aber vermögen nur noch kümmerliche Moose und Flechten zu gedeihen. Bei äußerster Trockenheit verschwinden sogar diese, der Waldboden bleibt jedes Pflanzenwachses bar, nur von abgefallenen Kiefernadeln und Zapfen bedeckt, die mit der Zeit verwesen oder verweht werden. Dann sehen wir die Bäume in lockerem Sande dastehen, der von jedem Winde widerstandslos hierher und dahin gefegt wird.

Ganz anders pflegt es in reinen Fichtenwäldern auszusehen, die auf gutem oder mittelgutem Boden nicht selten sind. Da die Fichten schmälere Kronen besitzen und weniger Licht bedürfen als Kiefern, vermögen sie näher beieinander zu wachsen; deshalb und wegen des außerordentlich dichten, tief herabreichenden Gezweiges herrscht in einem alten Fichtenwalde stets dunkler Schatten; nur vereinzelte Lichtstrahlen durchdringen das Dickicht und werfen grelle Schlaglichter auf den Erdboden. Dieser ist daher zwar nie so dürr wie in manchen Kiefernwäldern, kann aber dennoch nur wenig Pflanzenwuchs hervorbringen; an geeigneten Stellen trifft man üppig schwellende Moospolster, zarte Farnkräuter und einige wenige schattenliebende Blütenpflanzen, sonst ist der Boden nur mit modernen Fichtenadeln bedeckt.

An Orten, wo Bodenbeschaffenheit und Lichtverhältnisse es gestatten, findet man nicht selten Nadelwälder, in denen Kiefern und Fichten nebeneinander wachsen; zuweilen sind ihnen auch verschiedene Laubbäume beigefellt, namentlich Birken und Espen oder Zitterpappeln, seltener Eschen, Eichen, Ulmen, Linden und Ahornbäume. Das nennt man dann einen Meng- oder Mischwald. Am seltensten begegnet man in unserer Heimat reinen Laubwäldern, die vorhandenen sind meist nur kleine Haine zwischen Feldern und Wiesen oder an Ufern. —

Nicht nur durch ihren Pflanzenwuchs, sondern auch durch ihr Tierleben sind unsere verschiedenen Waldungen gekennzeichnet. Zwar gibt es zahlreiche Pflanzen und mancherlei Tiere, die unterschiedslos in jedem Gehölze vorkommen können, andere aber bevorzugen Wälder von ganz bestimmter Beschaffenheit. Dieses gilt, wie die folgenden Beispiele zeigen, namentlich von einigen unserer gefiederten Waldbewohner. Weithin schallt durch den hochstämmigen Kiefernwald der gellende Ruf und das emsige Hämmern des großen Buntspechtes, der sich allerlei Maden und Kerfe aus der Rinde verdorrter Stämme oder Äste hervorklopft oder mit seinem starken Schnabel in der rissigen Kiefernborke einen passenden Spalt zurechtmeißelt, um einen Zapfen darin festzuklemmen und diesen mit aller Bequemlichkeit zu entkernen. Im Frühling kann man schwerlich einen sandigen Kiefernwald durchwandern, ohne vom schlichten Sang der Baum- oder Heidelerche, einer nahen Verwandten der allbekannten Feldlerche, tief ergriffen zu werden; denn in dieser wohlklingenden und doch so schwermütigen Weise gelangt ebendieselbe Stimmung zum Ausdruck, in die der eintönige Heidewald selbst uns unwillkürlich versetzt. Wer öfter Nadelwäldungen durchstreift, wird gewiß auch Kiefernkreuzschnäbel beobachten können, rötlich oder grau gefärbte Vögel, die mit ihren eigentümlich geformten Schnäbeln die Schuppen der Kiefernzapfen lösen, um zu den nahrhaften Samen zu gelangen. Da diese erst spät im Jahre reifen, ist dem Kreuzschnabel eben im Herbst und Winter der Tisch am reichlichsten gedeckt; darum trifft man ihn nicht nur gerade um diese Jahreszeit am häufigsten an, sondern er pflegt dann sogar zu nisten und zu brüten.

Der dichte, dunkle Fichtenwald ist bei uns zu Lande der Lieblingsaufenthalt des possierlichen Zaunkönigs; da findet er Dickichte nach seinem Begehre, in denen er wie ein Mäuschen blitzschnell den Blicken jedes Beobachters entweichen kann; aus sicherem Ver-

stecke schmettert er ein keckes Liedchen hervor, dessen Kraft bei der winzigen Größe dieses Zwerges unter den Vögeln erstaunlich ist. Sobald die Frühlingssonne die winterlichen Schneemassen zum Schmelzen gebracht hat, wird man, namentlich wenn man morgens oder abends durch dichte Fichten- oder Mengwälder dahinschreitet, ununterbrochen vom traulichen Gesang des Rotkehlchens begleitet, dessen geheimnisvolles Zwitschern und sehnsüchtiges Flöten eine un-nachahmliche Wiedergabe der Stimmung unseres Vorfrühlings darstellt, wo die Natur die starren Fesseln des Winters zwar schon gesprengt hat, die zarten Lebenskeime aber noch geheimnisvoll in ihrem Schoße behütet.

Mannigfach und vielgestaltig sind unsere heimischen Wälder, keinem aber hat die Natur allen Reiz, jede Schönheit versagt; an uns liegt es, ob wir alle diese Herrlichkeiten zu erfassen, zu würdigen wissen, ob wir durch sie und mit ihnen unser schönes Heimatland nicht nur kennen, sondern auch lieben lernen wollen.

62. Ans Fenster klopft der junge Tag . . .

W. v. Schilling, Candaradei. Lieder eines Kurländers. Riga 1907.

Vgl. Nr. 27.

Ans Fenster klopft der junge Tag
Mit seinem Blütenstecken:
Ei, du verschlafner Faulpelz, sag,
Wie oft soll ich dich wecken?

Wir sind schon alle lange auf,
Nur du, du Lotterbube,
Schnarchst noch mit Stöhnen und Geschnauf
In deiner dumpfen Stube.

Der Frühwind hat schon Staub gewischt,
Die Blumen sind gewaschen,
Und alles Grün ist aufgefrischt,
Um dich zu überraschen.

Zwar pußt Frau Sonne immer noch,
Wie alte Weiber immer —
Es fehlt nichts mehr, drum komm jetzt doch
Ins Welt-Geburtstags-Zimmer.

63. Der Peipussee.

K. Hörschelmann.

Konstantin Hörschelmann, geb. 1863 in Hapsal, Pastor, dann Direktor der Taubstummenanstalt in Jennern, lebt jetzt in Mitau.

Es gab eine Zeit, viele Tausende von Jahren liegt sie zurück, da überflutete der jetzige finnische Meerbusen den größten Teil des heutigen Finnland, den östlichen und nördlichen Teil Estlands und große Strecken der angrenzenden Gouvernements Petersburg und Olonez. Der Peipussee und gleich ihm der Ladoga- und Onegasee waren dazumal nichts weiter als Teile jenes großen Meeresarmes, der, wahrscheinlich bis zum Weißen Meere reichend, eine Verbindung zwischen der Ostsee und dem Polarmeere herstellte. Im Laufe ungezählter Jahrhunderte hob sich langsam und stetig der Meeresboden, so daß weite Strecken trockengelegt wurden und die umgebenden Ufer höher und höher emportauchten, bis die heutige Gestalt des finnischen Meerbusens samt den unliegenden Ländern entstanden war. Zugleich blieben die tiefer gelegenen Teile des ehemaligen Meeresbodens mit Wasser gefüllt, und es entstanden die genannten großen Seen jener Gegend, unter ihnen auch der Peipussee.

Nur ein Teil des Peipus gehört zu unsrer Heimat. Das östliche Ufer und der durch eine ungefähr dreißig Werst lange Wasserstraße mit ihm verbundene Pleskausche See sind Eigentum der angrenzenden Gouvernements Ingermanland und Pleskau. Seine Wasserfläche teilt sich also in drei ungleiche Teile, von denen $6\frac{1}{2}$ Quadratmeilen zu Estland, über 21 Quadratmeilen zu Livland, die übrigen $37\frac{1}{2}$ Quadratmeilen zu Ingermanland und Pleskau gehören.

Steigen wir von den Höhen des gewaltigen wiesländischen Hochmoors von Isaaß kommend zum Nordufer des Peipus hinab, so reicht kein menschliches Auge über die 75 Werst seiner Länge hinüber. Rechts und links verschwinden in zartem Blau und Grau die waldbestandenen Küsten.

Die große Landstraße, die von Petersburg an bis zur deutschen Grenze einst gerade so wichtig war wie jetzt die Eisenbahn, geht stracks auf das Ufer zu. Die meisten bedeutenden Städte des Baltensandes liegen an dieser Straße: Narva, Dorpat, Walk, Wolmar, Wenden, Riga und Mitau.

Da, wo sie nahe am Ufer nach Westen umbiegt, grüßen uns alsbald die Gebäude der alten Poststation Rannapungern, unweit

der Mündung des Pungernschen Flusses, eines der dreißig Flüsse und Bäche, die sich in den Peipus ergießen. Hier reisten einst Kaiser und Könige durch, russische und ausländische Herrscher; Generäle, russische Soldaten in Kriegs- und Friedenszeiten, Reisende, Kaufleute, alle zogen sie hier vorbei.

Wir mieten uns eins der geräumigen Segelböte, die sie hier (Lodjen*) nennen, und fahren dem Nordufer entlang nach Osten zu. Ein günstiger Westwind bringt uns in drei bis vier Stunden zum Flecken Serenitz an der Südostecke Estlands. Hier ist die einzige Stelle, wo der Peipussee einen Abfluß hat. Das ist die 68 Werst lange Narowa, welche zwölf Werst unterhalb der Stadt Narva in den finnischen Meerbusen mündet, nachdem sie bei der Stadt Narva einen großartig schönen Wasserfall gebildet hat. Die Narowa ist aber für Schiffe zu flach. So müssen denn die Lasten von Flachs und Brennholz, die auf Schiffen nach Serenitz kommen, in Böte umgeladen werden.

Unsre Rückfahrt gibt uns Zeit, Erkundigungen über den See und den Fischfang einzuziehen. Wir erfahren folgendes. Die Oberfläche des Peipussees liegt 90—100 Fuß höher als das Meer, weil das Land vom finnischen Meerbusen nach Süden ansteigt. Seine Tiefe ist nicht bedeutend. Nach Aussage der Fischer soll sie sieben Faden erreichen, aber nicht mehr. Bis weit in den See hinein ist das Wasser flach und der Grund scheint klar unter dem Wasserspiegel heraus.

An Fischen liefert uns der Peipus neben Brachsen, Hechten und Barschen besonders den Stint und die Maräne. Stinte gab es früher sogar mehrere Millionen jährlich, und die Maräne ist noch vor wenigen Jahren (1904—1906) in einer Anzahl von 150 000 Stück sogar in das Ausland versandt worden, weil man sie dort züchten wollte. Wer einmal an den Bodensee kommt oder die herrlichen bayrischen Seen besucht, kann sich dort die Nachkommen unsres schmachtigen Peipusfisches unter dem dort gebräuchlichen Namen Coregonen als heimatliches Gericht vorsetzen lassen.

Der Peipusfischer, meist ein Russe, ein Mann in hohen Stiefeln, mit einer Lederschürze vorn und hinten, in langen Lederhandschuhen und einer Ledermütze, fürchtet weder Sturm noch Regen. Er bedient sich der verschiedenartigsten Netze. Je nachdem er im Frühling, Herbst oder Winter fischen geht, oder ob er kleine oder große Fische fangen will, braucht er kleine oder größere, einfache oder kunstvoll verbundene Fangvorrichtungen. Bemerkenswert ist sein

*) Lodje: Provinzialismus, dem Russischen entlehnt.

120—160 Fuß langes „Sacknetz“; er benützt es auch im Winter, indem er es äußerst geschickt unter dem Eise befestigt.

Wir steuern einem Kirchlein zu, welches einige Werst westlich von Rannapungern das sonst einförmige Ufer schmückt. Es ist Lo-
husuu, die Filialkirche des hier angrenzenden Kirchspiels Torma. Sie liegt schon auf livländischem Boden, an der Mündung des Wenneferschen Baches. Wir machen einen kurzen Besuch im freundlich gelegenen Küsterhause. Hier ist der berühmte Generalfeldmarschall Suworow auch einst eingekehrt.

Wir fahren nun an der Küste entlang bis zum Flecken Tschorna (tschornaja derewnja = Schwarzdorf). So weit hat uns die Landstraße am Ufer begleitet, um dann eine Wendung landeinwärts zu machen. Schon seit 1817 bekannt, ist Tschorna das größte aller Peipusstranddörfer. Bereits vor fünfzig Jahren befanden sich dort ein Silberschmied, mehrere Schuhmacher und Schneider, die „jeder Mode huldigen“, wie ein Besucher des Peipus in der berühmten alten baltischen Zeitschrift „Das Inland“ erzählt. Jetzt hat es an Umfang und Einwohnerzahl sehr zugenommen, so daß 600 Häuser und 4000 Einwohner vorhanden sind; wahrscheinlich wird es bald die Rechte einer Stadt erhalten.

Die dem Holzhandel dienenden Schiffe haben bei Tschorna einen recht guten Landungsplatz. Wir könnten beinahe von einem Hafen reden, da der hier mündende Schwarzwasserbach in das flache Ufer eine tiefe Rinne gegraben hat.

Wir sehen die Fahrzeuge nach verschiedenen Seiten hinsteuern. Die einen wollen nach Sereniz mit Korn und Holz, andre streben in südöstlicher Richtung über den See zum Ostufer in die Nähe der Stadt Gdow, welche etwas landeinwärts gelegen ist. Wieder andre fahren gen Süden, um durch die Wasserenge und den Pleskauschen See, auch der kleine Peipus genannt, Pleskau zu erreichen, das an dem wasserreichsten Zuflusse des Sees, an der Welikaja, liegt.

Wir richten unsre Fahrt nach Süden. Es bietet sich uns fast überall das gleiche Bild: kleine, mit Fichten bestandene Sandinseln, riesige Granitsteine, erratische Blöcke genannt, im See und über die flachen Ufer hin verstreut, waldige oder sumpfige Strandwiesen, die sich in weiten Schilfmassen verlieren, der weite, tiefblaue Spiegel des Sees. Nur dann und wann erblicken wir am Rande einer Bucht, auf einer Insel oder an einer Flußmündung ein Fischerdorf oder sehen einen Kirchturm hinter dem Uferwald emporragen.

Gleich südlich von Tschorna gelangen wir an die Stelle, wo der See seine größte Breite, 45 Werst, erreicht. Das Westufer ist

hier voll von Erinnerungen an die estnische Sagenzeit mit dem Volkshelden Kalewipoeg (Kalews Sohn). Ein an der breitesten Stelle des Sees mündendes Bächlein Ommada zählt zu seinen Nebenflüsschen den Käpa-Bach. In seinen Fluten durchschneidet das vom finnischen Zauberer verfluchte Schwert Kalewipoegs diesem beim Durchschreiten die Fußsehnen, so daß er verbluten mußte.

Weiter geht es, an Koddasfer vorbei, dem gemüthlichen livländischen Pastorat mit der alten Kirche am Seeufer; vorbei an der russischen Kirche von Allakfiwi. Dann nähern wir uns dem Embach, der hier in mehreren Armen mündet. Wir sehen die niedrigen, mit undichtem Walde bedeckten, von Schilf umsäumten Ufer vor uns. Ein schmucker Dampfer, der von Dorpat her kommt, sucht eben den See zu erreichen; bald werden die kurzen Peipuswellen manchem Reisenden die Überfahrt unangenehm machen.

Nach mehrstündiger Fahrt erreichen wir die Wasserenge, welche den Großen und Kleinen Peipus miteinander verbindet.

Welch reizende Insel liegt uns zur Linken! Der Name Pirrisaar (Grenzinsel) erklärt sich leicht durch einen Blick auf die Karte; die westliche Hälfte gehört zu Eivland, die östliche zu Ingermanland. Pirrisaar ist 5 Werst lang und 3 Werst breit, so groß wie Runö im Rigaschen Meerbusen. Doch ob sie und das liebliche Dörflein auf ihr auch freundlich winken, wir eilen vorüber.

Schon rücken die Ufer von beiden Seiten näher heran. Die etwa dreißig Werst lange Wasserstraße nimmt uns auf. Bald nach der Einfahrt bemerken wir auf dem erhöhten Westufer die Rappinsche Filialkirche Mehikoorm. Rechts über die Baumwipfel ragt die Turmspitze der Rappinschen Kirche hervor. Daneben sehen wir den Rauch aus dem Schornstein der allbekannteren Rappinschen Papierfabrik steigen.

Bei Rappin mündet der von Werro her kommende Woo-Fluß in den Pleskauschen See und bildet mit der letzten Strecke seines Unterlaufes die Grenze zwischen Eivland und dem Pleskauschen Gouvernement. Hier an der Grenze beenden wir unsere Fahrt, die uns ein schönes Stück Heimatland zeigte.

64. Walpurgisfeier in Dorpat.

Tante Alice, Kleine Schelme. Dorpat 1884.

Vgl. Nr. 49.

Bei Tisch erzählten die Kinder den Eltern, daß Agel und Erich heute abend zur Walpurgisnacht gehen wollten, und fragten, was das denn sei.

Nun erfuhren sie vom Papa, daß es eine alte Sitte in der Studentenschaft wäre, den ersten Mai mit Gesang und Freudenfeuer zu begrüßen, und da in diesem Jahr das Wetter wunderbar mild und warm war, so versprachen die Eltern, diesmal die Kleinen auch mit auf den Dom zu nehmen, damit sie die Walpurgisfeier kennen lernten.

Am Abend konnten die Kinder es gar nicht erwarten, bis es spät und dunkel genug zur Mainachtfeier geworden war. Endlich war der Tee getrunken und man brach auf. Viele hundert Menschen, alte und junge, große und kleine, waren auf dem Dom versammelt und scharten sich rings um den großen, freien Spielplatz unterhalb der Domruine. Der Platz selbst aber war noch leer, nur große Haufen Brennholz und alte leere Flaschenkörbe waren daselbst aufgestapelt.

Aber horch, jetzt erschallt Gesang in der Ferne und kommt näher und näher. Erwartungsvoll recken sich alle Häuse, um durch das Dämmerlicht der nordischen Frühlingnacht nach den Farben der wehenden Fahne zu spähen, die den heranziehenden Sängern vorangetragen wird.

„Hurra! die Kurländer!“ jubelten die Kinder, stolz auf ihre scharfen Augen.

Richtig, es waren die Kurländer, die als die ersten auf dem Platz erschienen, ihr Banner aufpflanzten und ein Feuer anzündeten; ihnen folgten in kurzen Pausen die andern Korporationen, eine nach der andern. Mit hellem Gesang kamen sie gezogen und wurden mit frohem Zuruf begrüßt, und wo sie sich lagerten, da flackerten die Feuer rot empor.

Als alle beisammen waren, wurde gemeinsam das Mailied angestimmt. Wunderschön klang es aus all den hundert jungen Kehlen, so froh und hell zum nächtlichen Sternhimmel empor:

„Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus:
Da bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus!“

Lebhaft ging es jetzt auf dem großen Platz her. Lied folgte auf Lied, Wechselgesänge und Chorlieder. Munter wurde dazwischen geplaudert und gelacht, und um die mächtigen Feuer sah man ein buntbewegtes Leben und Treiben sich entfalten.

Da leuchtete mit einem Male die schöne alte Domruine in bengalischem Lichte auf, ein märchenhafter Anblick, bald rot, bald grün,

bald weiß. Die Kinder klatschten vor Vergnügen in die Hände und wollten gar nicht ans Nachhausegehen denken.

„Noch ein Lied, nur noch eins wollen wir so gerne hören!“ so bitten sie jedesmal, wenn die Mama fragt, ob sie nicht schläfrig sind. Endlich wird es aber schon zu spät zu längerem Verweilen, und die kleine Gesellschaft wandert nach Hause, unermüdlich schwägend.

65. Der Kirschkissel*).

R. Seuberlich, Meine Muse. II. Teil: Baltische Schnurren. Riga 1898.
Rudolf Seuberlich, geb. 1841 in Riga, lebt als Kaufmann in Riga, bekannt durch humoristische Gedichte.

Die alte, gute Minna Glatt
Und ihre Schwester Krause,
Die liebten sich einander sehr
Und wohnten in einem Hause.

Als kleiner Junge war ich dort
Einmal zum Mittagessen;
Da sah ich, wie sie zärtlich sind,
Und hab' es nicht vergeffen.

Beim Essen nötigten sie sich
Nach jeder kleinen Pause;
Und wenn die Minna nicht mehr aß,
Dann aß auch nicht Frau Krause.

Zuletzt gab's einen Kirschkissel,
Für beide ein Lieblingessen,
Und eine riesige Portion
Ward mir erst zugemessen.

Und dann friegt Minna auch 'nen Berg
Kissel von Tante Krausen,
So daß ihr selbst zuletzt verblieb
Ein Restchen nur zum Schmausen.

Die Tante Minna ruft erschreckt:
„Ach, Krausen, laß es, laß es!
Ich weiß, du liebst ja mehr wie ich
So etwas Sauer-Masses.“

*) Kissel ist ein Provinzialismus, dem Russischen entlehnt.

Sie ruft es zärtlich und gerührt,
Mit vorwurfsvollem Blicke,
Und schiebt auf Krausens Teller rasch
Den Berg Kiffell zurücke.

„Ach, Minna, nein! Ich bin schon satt,<“
Sagt Krausen, und noch schneller
fliegt der Kiffell von neuem jetzt
Auf Tante Minnas Teller.

So muß die Unglückspeise dann
Von einer zu der andern,
Gehoben stets voll Zärtlichkeit,
Noch eine Weile wandern.

Zulezt zieht Krausen ärgerlich
Den Teller fort, als eben
Die Minna wieder dabei ist,
Ihr den Kiffell zu geben.

Zwei Schreie, kurz und angsterfüllt,
Dann lag er auf der Diele,
Der Kirschkiffell — ein Opfer, ach,
Zu zärtlicher Gefühle.

Da lag er, ach, und zittert sehr,
Bis Caro ihn gefressen;
So kommt so manches auf den Hund,
Wenn zwei sich selbst vergessen.

66. Eine Elenjagd.

Dr. Bertram, Baltische Skizzen. 4. Aufl. Reval 1904.

Vgl. Nr. 44.

Das Elen ist nächst dem Auerochsen das größte Tier der nordischen Wälder. Es bewohnt die unwegsamsten Wildnisse; aber im Sommer erscheint es ausnahmsweise und oft in Gesellschaft von zweien oder dreien auf den bewohnten Flächen. Es schwimmt vorzüglich. In Estland warf sich vor vielen Jahren ein gejagtes Elen in die Ostsee; die Jäger setzten sich in Böte und verfolgten es. Als das Tier anfang, die Kräfte zu verlieren, und nirgend Land vor sich erblickte, kehrte es in einem großen Bogen zum estländischen Ufer zurück, wo es erlegt wurde; es hatte dreißig Werst mit einer

außerordentlichen Schnelligkeit schwimmend zurückgelegt. Im Winter, gewöhnlich im Februar, nimmt man regelmäßig Jagden vor, sobald man den Standort von Elentieren erkundet hat. Ich machte einmal eine solche Jagd mit.

Durch ein Mißverständnis war außer einem Freunde von mir — einem berühmten Schützen — niemand sonst erschienen; aber die Treiber waren versammelt, und die Jagd mußte jedenfalls beginnen. Wir fuhren leise flüsternd in kleinen Bauerschlitten dem Elenwalde zu und stiegen in einer jungen Holzung aus. Von hier aus wurde die Kette der bereits versammelten Treiber in einem großen Halbkreise durch den Wald entsandt, und wir Jäger stellten uns unter den Wind, den Treibern gegenüber. Sobald alles in Ordnung war, erschallte von dem Führer der Treiber her ein Schuß, das Signal zum Beginn des Treibens, und ein verworrener, dumpfer, fernhallender Lärm von Klappern, Menschenstimmen, Geheul und Geklopfe — ein wahres Charivari — begann und erhob sich wie ein unermesslicher Schrei zum Himmel. Der erste Erfolg war der, daß sich allerlei Vögel und Waldgesieder aufmachte, über uns wegflog und durch Krächzen seine Verwunderung auszudrücken suchte. Mein Freund, der berühmte Jäger, gab mir indes zwei Doppelbüchsen; die eine stellte er an einen Baum, die andere gab er mir in die Hand und flüsterte mir diese Worte eilig zu:

„Sobald das Elen den Jäger sieht, so bleibt es einen Augenblick stehen und kehrt dann rasch in den Wald zurück, um durch die Treiber zu brechen; es ist daher Regel, gleich zu schießen, sobald das Tier steht, die Entfernung mag sein, welche sie will. Die beste Schußweite ist für dich etwa fünfzig Schritt — aber wenn es auch mehr ist, du mußt doch schießen. Verwundest du bloß das Tier, so kommt es auf dich los und stößt dich mit den Vorderhufen nieder. Du wirst gespießt wie eine Leipziger Lerche. Merke dir auch, daß, wenn das Tier niedergestürzt ist, man sich nicht gleich ihm nähern darf. Oft schlägt es noch plötzlich krampfhaft mit den Hinterfüßen um sich, und diese mit der ungeheuersten Kraft geführten Schläge sind absolut tödlich. Ich habe es erlebt, daß ein Bauer einen Schlag auf den Unterleib erhielt — er hatte lederne Fausthandschuhe im Gurt vorn stecken, und die fand man nachher hinten im Rücken des Mannes — er war quer durchgeschlagen. Ferner merke dir: ist das erste Tier erlegt oder ist es durchgegangen, so bleibe ruhig stehen, es können noch andere aus dem Walde hervorkommen; übrigens rate ich dir, das Tier gerade durchs Herz zu schießen, halte auf den Hals links und ziele ruhig! Adieu et bonne chance!“

Hiermit überließ mich mein Freund meinem Schicksale und schlich sich auf seinen Standpunkt, der etwa hundert Schritte von mir entfernt und durch bereifte Grähenbäume geschieden war. Ich befand mich nun ganz allein, im Besitz von zwei Doppelbüchsen und einem Jagddolch, an dem ich zu meinem nicht geringen Trost ein Tischmesserchen und Gabelchen von Silber erblickte. Es war kalt — Eisflitter flatterten durch die Morgenluft; das unmelodische Geheul verstimmte mich, und die Grähenbäume schienen weiße Glacehandschuhe anzuhaben und mich spöttisch anzusehen. So dauerte es eine gute Stunde; ich stellte das kalte, unangenehme Gewehr an ein anderes Bäumchen, gähnte und verwünschte alle Elenjagden. So verging noch eine halbe Stunde.

Plötzlich hörte ich ein heftiges Stampfen: es war, als ob ein ungeheures Pferd durch den Wald rannte; die Erde dröhnte. Ich erwachte aus meinem Sinnen und erblickte ein prachtvolles, mächtiges Elen, das gerade auf mich zu rannte. Schnell griff ich nach meiner Büchse; die Bewegung verriet mich dem gescheuchten Tier, es blieb wie angewurzelt stehen und gloßte mich an. Die Entfernung war weit über hundert Schritte, für mich also eine ganz unsichere Schußweite. Aber eingedenk der Jagdregel, zielte ich nur einen Moment und schoß ab. Wer schildert mein Herzpochen, als ich sah, daß das Tier wie niedergedonnert zusammenstürzte! Ich war über meinen Meisterschuß so verwundert, daß ich schon im Begriff stand, zum Tiere zu laufen, aber auf einmal fing das Tier an zu wüten und mit den Hinterbeinen auszuschiagen, so daß Massen sprühenden Schnees in der Luft herumflogen. Ich blieb also stehen und wartete; aber kein anderes Tier erschien, im Gegenteile kamen von allen Seiten schon die Treiber durch den Wald, und nun näherten wir uns vorsichtig dem erlegten Elen.

„Hast du geschossen?“ rief mein Freund.

„Hast du geschossen?“ rief ich verwundert.

„Ah, so haben wir beide geschossen in demselben Moment — ich glaubte, einen zweiten Schuß zu hören, aber ich dachte, es wäre der Widerhall vom Walde.“

„Ich hörte auch so etwas,“ sagte ich; „mir kam es aber wie ein Echo vor.“

„Nun, wir wollen gleich entscheiden, wem das Tier gehört. Wo zieltest du hin?“

„Auf den Hals.“

„Ich auch!“

„Links oder rechts?“

„Natürlich links, da liegt doch das Herz, und zudem stand mir das Tier en face; ich konnte wählen.“

„Ich zielte auch links, weil das Tier en profil zu mir stand, und zwar mit der linken Seite; ich hatte es vortrefflich, eine Schußweite von nur sechzig Schritt. — Wir werden also wohl zwei Wunden finden.“

Das vollkommen tote Elen wurde nun genau untersucht. Es hatte eine einzige, große Schußwunde links an dem Halse. Einer von uns hatte also gefehlt, oder unsere beiden Kugeln hatten merkwürdiger Weise eine Schußwunde gemacht!? — Wir schritten zur inneren Untersuchung, um aus der Richtung des Schußkanals einen Schluß zu ziehen. Wer beschreibt aber unser Erstaunen, als bei der Eröffnung des Magens etwas Glänzendes zum Vorschein kam, das sich bei näherer Betrachtung als ein großer Bleibolzen erwies, ein Stück Blei, zweimal so groß als eine Kugel! — Und wir hatten beide doch mit Kugeln geladen! Nur Bauern schießen mit Bolzen.

Ich kann nicht umhin zu bemerken, daß mir schon öfters sanguinische Personen vorgekommen sind, die bei der Erzählung dieser Jagdgeschichte lebhaft ausriefen: „Was? Die beiden Kugeln hatten sich also zu einem Bolzen zusammengebacken?“

Ich muß gestehen, wir selbst waren einen Augenblick in Verlegenheit — wer hatte denn geschossen? Samiel etwa, um uns zu foppen?

Die nähere Untersuchung klärte alles auf. Wir fanden eine weiße, alte, verhärschte Narbe im Magen. Das Tier hatte also vor Jahren vielleicht einen Schuß von einem Bauer erhalten und trug den Bolzen seit der Zeit mit sich im Leibe herum. Wir suchten nun nach unseren Kugeln; aber in der Kälte eine sorgfältige Untersuchung vorzunehmen, ging nicht gut an. Wir klärten diesen Punkt nicht weiter auf, sondern teilten uns brüderlich.

67. Unsere baltischen Schlangen.

K. Grevé.

Vgl. Nr. 60.

Unsere Heimat besitzt eine giftige und zwei ungefährliche Schlangen, von denen hier die Rede sein soll.

Die giftige Kreuzotter ist bei uns die gewöhnlichste Schlange und kommt in allen drei Provinzen, Liv-, Est- und Kurland, in großer Menge vor. Ihren Namen hat sie von einer Figur auf dem Kopfe, die aber freilich nicht einem Kreuze, sondern eher einer

offenen Klammer) (gleicht und von dunkler Farbe ist. Die Weibchen sind gewöhnlich größer, erreichen etwa 2 Fuß Länge, während die Männchen $1\frac{1}{2}$ Fuß lang werden. Der Kopf ist abgeplattet, hinten merklich breiter als vorn, deutlich vom Halse abgesetzt, so daß er fast dreieckig erscheint, nicht eiförmig-länglich, wie bei der harmlosen Ringelnatter. Die Färbung ist sehr abwechslungsreich, aber alle Kreuzottern, mit Ausnahme der vollkommen schwarzen Exemplare, tragen ein deutliches dunkles Zickzackband auf dem Rücken, das den ungiftigen Nattern fehlt. Die Grundfarbe ist hellbraungrün, gelblich, weißlich, braun oder schwärzlich. Die Unterseite der Schwanzspitze ist orangegelb; von wechselnder Größe, aber stets vorhanden, ist dieser Fleck ein sicheres Kennzeichen.

Die sammetschwarzen Ottern sind meistens Weibchen, doch kommen auch solche Männchen vor, obwohl im allgemeinen die Regel gilt, daß die Männchen hellere, die Weibchen dunklere, braune und schwärzliche Grundtöne aufweisen.

Der Augenstern ist bei der Kreuzotter nicht rund, sondern bildet eine schräg von vorn und oben nach unten und hinten gehende Längsspalte, die sich bei hellem Sonnenlicht zu einem kaum sichtbaren Strich zusammenzieht.

Der Oberkiefer der Kreuzotter besitzt jederseits einen großen, pfriemenförmigen, sehr spitzen Giftzahn, der durch besondere Muskeln bei geschlossenem Maule nach hinten zurückgelegt, beim Biß aber aufgerichtet werden kann. Das Gift wird in einer großen Drüse, die hinter dem Auge liegt, erzeugt und fließt beim Beißen durch einen geschlossenen Kanal im Giftzahn bis an dessen Spitze und tritt hier in die dem Opfer von der Schlange beigebrachte Wunde. Besonders gefährlich wirkt der Biß der Kreuzotter an heißen, schwülen Tagen, zumal wenn das Tier vorher gereizt wurde oder längere Zeit nicht gebissen hatte.

Erwachsene Menschen sterben in unserem kühleren Klima ziemlich selten am Otternbiß, aber jahrelanges, oft lebenslängliches Leiden ist stets die Folge desselben, wenn nicht rechtzeitig die richtigen Gegenmittel angewandt werden. Kinder und kleinere Haustiere fallen ihm eher zum Opfer, besonders wenn der Biß drüsen- oder blutreiche Körperteile traf.

Wird jemand von einer Kreuzotter gebissen, so muß vor allen Dingen das verletzte Glied fest unterbunden werden, womöglich der Sicherheit halber höher hinauf noch einmal, darnach wird die Bißwunde etwas aufgeschnitten, damit sie stärker blutet und, sobald man nach Hause oder in die nächste menschliche Behausung gekommen,

ausgebeizt. Ist kein Beizmittel vorhanden, so kann man die Wunde auch ausbrennen, aber das sicherste, eigentlich das einzige wirklich helfende Mittel bleibt der Genuß von Branntwein, Rum, Cognak oder starken Weinen. Man muß in kleinen Portionen, schluckweise, trinken, doch nicht zu langsam, immer fort, besonders wenn man merkt, daß die Augen zu versagen anfangen, Ohnmachtsanfälle auftreten, das Herz zu arbeiten aufhört. Stellen sich Erscheinungen des Rausches ein, so ist die Wirkung des Giftes aufgehoben. Es ist dieses das einzige Mittel, das selbst die Folgen des Bisses so gefährlicher Schlangen, wie der Klapper- und Brillenschlange, aufhebt. So verwerflich der Genuß geistiger Getränke im Übermaß auch ist, so häßlich uns ein Berauschter erscheinen muß — in einem solchen Falle, wo es sich um die Rettung des Lebens eines Menschen handelt, müssen alle Rücksichten fallen. Gebissenen Tieren kann ebenfalls Branntwein eingeflößt werden.

Merkwürdig ist es, daß einige Tiere, wie Iltis und Igel, ja, wie es scheint, auch das Schwein, gegen Otternbisse ganz unempfindlich erscheinen, nicht einmal eine Geschwulst zeigen.

Die Kreuzotter legt mit einer lederartigen, weißen Schale umhüllte Eier, aus denen die etwa 5 Zoll langen Jungen nach wenigen Minuten auskriechen, um sofort ein selbständiges Leben zu beginnen und bei erster Gelegenheit nach allem Lebendigen zu beißen. Ein Glück ist es noch, daß die Kreuzotter sehr oft in ihrer Wut vorbeibißt, sonst würde man viel häufiger von Unglücksfällen hören. Die Nahrung der Kreuzotter besteht hauptsächlich in Mäusen, denen sie eifrig nachstellt. Sie ist also in dieser Beziehung für den Landwirt von einigem Nutzen, aber trotzdem macht ihre Gefährlichkeit für den Menschen und die Haustiere ihre vollständige Ausrottung wünschenswert. Sie zieht nicht zu nasse Moräste mit Hümpeln und krüppeligen Kiefern, ferner Waldränder und bewachsene Weiden als Aufenthaltsort vor und wird im eigentlichen Walde selten gefunden, da sie sonnige Plätze liebt.

Viel seltener begegnen wir der harmlosen, in ihren Bewegungen viel gewandteren, man kann sagen, anmutigeren Ringelnatter. Sie ist ein echtes Tagtier, daher besitzt ihr Auge eine runde Pupille, hat auch nicht den boshaften, falschen Blick der Kreuzotter. Ihre Färbung ist auf der Oberseite graubläulich oder olivengrünlichgrau, niemals bräunlich, und auf dem Rücken hat sie zwei Reihen schwarzer Flecke; weiter nach unten treten weiße Flecke auf. Es kommen auch oberseits ganz schwarz gefärbte (meist junge) Stücke vor. Der Bauch ist immer viel heller, und als untrügliches Kennzeichen trägt jede

Ringelnatter hinter den Schläfen ziemlich ansehnliche, weißlichgelbe, bei alten Tieren schön dottergelbe, halbmondförmige Flecke, die die Veranlassung zur Entstehung des Märchens vom Nattern- oder Schlangenkönig mit der goldenen Krone wurden.

Die Ringelnatter geht gerne ins Wasser, schwimmt sehr gewandt und versteht es auch zu klettern, woher man sie, besonders an schönen, taufrischen Sommermorgen, auf den Strauchspitzen sich sonnen sieht. Geht man auf eine Ringelnatter los, so stellt sie sich höchst mutig an, zischt und schnappt zu, doch ist ihr Biß vollkommen ungefährlich. Ergreift man sie, so entleert sie sich eines weißlichen, nach Knoblauch riechenden Saftes, um ihren Feind zu erschrecken und frei zu kommen. Wie gewandt und schnell sie in ihren Bewegungen ist, kann man sehen, wenn sie ihre Hauptbeute, die Frösche, verfolgt. Es gibt dann eine muntere Hezjagd hinter den springenden Lurchen her. Kleinere Fische verspeißt sie auch gerne und weiß sie im Wasser geschickt zu greifen. Molche und Kröten werden auch nicht verschmäht und zur Not auch Mäuse und Eidechsen genommen. Sie gewöhnt sich auch leicht an die Gefangenschaft und wird vollkommen zahm und zutraulich gegen ihre Pfleger, läßt sich anfassen, ohne den stinkenden Saft auszusprützen, kriecht auch gerne in den warmen Ärmel hinein.

Im Juli oder August legt die Ringelnatter bis gegen 30 Eier, die sie in Düngerhaufen, hohlen Baumstümpfen oder sonstigen Höhlungen unterbringt. Nach ungefähr drei Wochen kriechen die 6 Zoll langen, schlanken Jungen aus, die mit ihrem schwarzen Rücken, den munteren, glänzenden Augen und schönen weißgelben Schläfenflecken einen hübschen Anblick gewähren. Sie nähren sich anfangs wohl von Regenwürmern und winzigen Jungfröschen.

Das Landvolk stellt den Ringelnattern — den „Hauschlangen“ — häufig ein Näpfchen mit Milch hin, weil sie diese gern trinken sollen; das ist aber reiner Aberglaube, und wo die Milch aus den Gefäßen verschwand, da besorgten das Austrinken jedenfalls Ratten, Mäuse, Katzen oder andere ungebetene Gäste.

Die Ringelnatter liebt wasserreiche Gegenden und kommt bei uns hauptsächlich in Flußthälern, z. B. an der Livländischen Aa vor, ist aber im allgemeinen leider viel seltener als die böse Kreuzotter.

Die dritte baltische Schlange, die Schling- oder Glattnatter, kommt nur südlich der Düna vor, also in den Teilen Livlands, die über diesen Fluß nach Süden hinabreichen, und in Kurland. Da diese Schlange in unserer Heimat nur selten vorkommt, so wollen wir sie hier auch nicht näher beschreiben, sondern uns damit be-

gnügen anzuführen, daß sie auf graubraunem Grunde mit einer Doppelreihe dunkelbrauner, runder Flecke auf dem Rücken geziert ist, also keine Zickzackbinde trägt wie die giftige Kreuzotter. Sie ist ein zwar bissiges, aber ganz unschädliches Tier, das sich von Eidechsen und Blindschleichen nährt. In der Munterkeit ihres Wesens erinnert sie an die Ringelnatter, zieht aber trockene Orte als Aufenthalt vor und meidet das Wasser.

Unter dem Namen „Kupferschlange“, der sehr oft auch den braunen Kreuzottern beigelegt wird, versteht man bei uns zu Lande ein höchst unschuldiges Tier, das von den meisten für eine giftige Schlange gehalten und daher bei jeder Gelegenheit verfolgt wird — es ist aber gar keine Schlange, sondern eine fußlose Eidechse, eine Blindschleiche, die bei einigermaßen hartem Anfassen leicht in Stücke bricht. Das Tierchen wird etwas über einen Fuß lang, etwa so dick wie eine etwas stärkere Bleifeder, ist metallisch-glänzend und besitzt goldig-röthliche, schimmernde Augen. Die Farbe ähnelt dunklerem Kupfer, die Bauchseite ist heller gezeichnet, und zum Kopfe hin kommen zuweilen blaue Fleckchen vor. Man findet sie in Heidewäldern und auf trockenen Weideländereien, die etwas dichter bewachsen sind, und sie zeigt sich besonders vor Regengüssen, so daß man sie als eine Art Wetterprophet ansehen kann. Ihre Nahrung bilden hauptsächlich Regenwürmer.

Die Bewegungen der Blindschleiche sind viel langsamer und ungewandter als bei der Schlange, was schon beim Kriechen auffällt. Sie ist nicht bloß ein ganz unschuldiges, harmloses, sondern auch ein nützlichcs Tier, da sie viele kleine nackte Schnecken vertilgt. Man muß also die Blindschleiche schützen, da sie Nutzen bringt, die Ringelnatter und Schlingnatter ruhig leben lassen, da sie niemand schaden, die Kreuzotter aber eifrig verfolgen und auszurotten suchen, da sie ein giftiges, dem Menschen und seinen Haustieren gefährliches Gewürm ist.

68. Wie Meister Peß beim Abendessen überrascht wurde.

M. Stillmark, Erinnerungen eines livländischen Jägers. Dorpat 1896.

May Stillmark, geb. 1839 in Dorpat, gest. ebenda 1904.

(Die folgende Geschichte erzählte ein alter Förster dem Verfasser bei Gelegenheit einer Auerhahnbalz im April 1889.)

Vor ungefähr zwanzig Jahren, als die Wildbahn in Livland überhaupt noch etwas taugte, führte mich eines Abends, im Anfange des Oktobermonats, ein Jagdausflug in ein etwa 25 Werst von Dorpat entferntes Bauergesinde des Gutes E. Ich hatte an jenem

Tage eine sehr bedeutende Tour gemacht, auch eine ziemliche Anzahl von Feldhühnern und Bekassinen geschossen, so daß ich den Entschluß faßte, die Nacht im Gesinde zuzubringen und erst am folgenden Tage den Rückweg anzutreten.

Der Bauer, den ich von früher her sehr wohl kannte, hieß mich herzlich willkommen und ließ mir von seiner Ehehälfte sofort ein einfaches Abendbrot anrichten, dem ich mit gehörigem Appetite zusprach. Als ich nun eben mit dem Vertilgen der vor mir aufgehäuften Kartoffeln und hartgesottenen Eier beschäftigt war, erwähnte das Weib meines Wirtes zufällig, daß fast in jeder Nacht ein riesiger Bär um ihr abgelegenes, mitten in Moor und Wald belegenes Streugesinde streife und namentlich den Haserrauken*) großen Schaden zufüge. Das hieß bei mir Öl ins Feuer gießen. Zwar hatte ich schon so manchen braunen Gefellen auf meinem Gewissen, aber alle diese waren bisher nur auf Treibjagden von mir erlegt worden. Ich ließ daher sofort alles liegen und sprang auf, um das Terrain zu rekonoszieren.

Draußen auf dem Felde angelangt, überzeugte ich mich sogleich an den arg durcheinander gewühlten Hasergerben, daß Meister Pex wirklich hier sein nächtliches Wesen getrieben und es wohl anzunehmen wäre, daß er auch heute zu seinem Souper zurückkehren werde. Insbesondere am äußersten Ende des Haserfeldes, dort, wo dieses in stumpfem Winkel in den angrenzenden, mit undurchdringlichem Unterholze bestandenen Wald hineinragte, war eine dort aufgestellte Haserrauke gründlich durchwühlt und zerzaust worden, und die weiche Erde ließ deutliche Abdrücke von Brauns zierlichen Taten erkennen. Da diese Stelle am abgelegensten war, auch der Wind glücklicherweise ziemlich stark vom Walde nach dem Felde stand, beschloß ich hier, statt im rauchigen, schmutzigen Gesinde, mein Nachtlager zu halten und auf diese Weise, womöglich, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen.

Diesen Entschluß teilte ich meinem Wirte mit, lud sorgfältig mein treues Doppelgewehr, welches übrigens die Kugel in naher Entfernung vortrefflich schießt, und machte mich etwa um acht Uhr abends zu jener abgelegenen Haserrauke auf den Weg. Ein bequemer, versteckter Sitz war bald hergerichtet, und, die flinte im Arm, wartete ich nunmehr geduldig der Dinge, die da kommen würden.

*) Rauke, dem Estnischen entlehnt, bedeutet Getreidehäufen, die zum Trocknen auf dem Felde auf Lattengerüsten hergerichtet sind.

Die Nacht war schön, obschon nicht mondhell. Dabei aber flimmerten die freundlichen Sterne so prachtvoll am Firmamente, daß man, nachdem das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, ziemlich deutlich auf 15 bis 20 Schritte sehen konnte. Alles um mich her war still. Nur der Wind rauschte in den Wipfeln der Fichten des benachbarten Waldes, und hie und da zog eine Schar Zugvögel mit sausendem Fluge dem warmen Süden zu.

Da schlägt plötzlich ein leises Knistern an mein Ohr. In atemloser Erwartung suche ich das Dunkel mit meinen Augen zu durchdringen — allein, soviel ich auch hinschaue, nichts läßt sich erblicken. Endlich glaube ich einen niedrigen, grauen Schatten zu entdecken, welcher hüpfenden Ganges bald hierhin, bald dorthin gleitet. Nur ein Hase! murmele ich getäuscht und lehne mich geräuschlos wieder in meinen Sitz zurück. Welche Männchen der Narr macht! In diesem Augenblicke springt er in kurzen, koketten Sprüngen auf die Haserrauke zu, in jenem setzt er sich, wie um sich zu besinnen, auf die Hinterläufe und pußt sich mit dem Vorderlaufe die Nase. Ein zweiter erscheint gleichfalls auf dem Schauplatze der Begebenheiten, und beide trollen dann in eiligen Sprüngen dem nahen Kohlgarten zu.

Wieder vergeht eine Stunde stiller, aufregender Erwartung. Die erhitzte Phantasie führt einem die mannigfachsten Trugbilder vor die Augen. Bald ist es jener Feldstein, den man früher nicht bemerkt, welcher nun im Zwielicht die abenteuerlichsten Formen annimmt, bald ein Gesträuch, das sich von Minute zu Minute zu verändern scheint, bald eine still daher schwebende Eule, die wie ein Gespenst an einem vorüberhuscht.

Da schlug plötzlich das leise Geräusch eines knickenden dürrn Zweiges an mein Ohr. Im Nu lag das Gewehr schußfertig in meinen Händen, lautlos werden die Hähne gespannt, und ruhig, wie auf dem Schießplatze, blicke ich nach der Stelle, wo ich den verräterischen Ton gehört. Fast will es mir scheinen, als ob ich tappende Schritte vernehme, doch ist der Ton so leise und undeutlich, daß ich meiner Sache nicht gewiß bin. Endlich erscheint ein großer, schwarzer Schatten auf dem Felde, eher einem dunkeln Klumpen als einem Tiere vergleichbar. Es ist der längst sehnsüchtig erwartete Meister Petz! Noch ist ein sicherer Schuß nicht anzubringen. Mit zusammengebißnen Zähnen, das Gewehr krampfhaft umfaßt, erwarte ich regungslos den unheimlichen Gesellen, der mit dumpfem Schnarchen am Feldrande steht und sich darüber zu vergewissern

sucht, ob die Luft rein sei. Der für ihn ungünstige Wind ließ ihn jedoch nichts Verdächtiges wahrnehmen, und langsamen Schrittes setzte er sich zur Haferrauke in Bewegung, um sein nächtliches Mahl zu halten.

Da Meister Braun ein entschiedener Poltron ist, der bei einem unerwarteten, wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommenden Angriffe immer eiligst das Weite sucht, fühlte ich von Furcht und Aufregung keine Spur, zumal ich meines Schusses ziemlich sicher bin und das Gewehr aus langer Übung genau kannte. Ja, ich darf nicht unerwähnt lassen, daß sich in meine durch das lange Warten gereizte Stimmung beim Anblicke des plumpen Recken sogar ein Zug verboster Heiterkeit mischte, als ich mir den entsetzlichen, dem nächtlichen Vagabunden bevorstehenden Schrecken recht lebhaft vorstellte.

Unter derartigen Betrachtungen hatte sich mir der Urian so weit genähert, daß ich in dem herrschenden Halbdunkel die Umrisse seiner Gestalt ziemlich deutlich wahrnehmen konnte. In demselben Augenblicke richtete sich der Lauf meines schon im Anschlage liegenden Gewehrs auf seine Brust, und nach momentanem Zielen blitzte der Feuerstrahl aus der Mündung. Wie von Stahlfedern emporgetragen, schnellte der alte Knabe in die Höhe, stürzte alsdann auf die Erde, richtete sich jedoch mit dumpfem Begröhl wieder auf und war im Begriff, sich nach vorn zu werfen, als ich meinen zweiten Schuß abgab. Da ich bei der aufrechten Stellung des Bären den weißen Fleck auf der Brust, den geeignetsten Zielpunkt, jetzt genau zu unterscheiden imstande war, kam Mischka Iwanowitsch, wie ihn der Russe nennt, nicht weit, sondern stürzte schwerfällig zusammen, um nicht wieder aufzustehen.

Befriedigt lud ich nun wieder mein Gewehr, zündete mir eine Zigarre an, deren Genuß ich so lange entbehrt, und untersuchte den gefallenen Helden, welcher regungslos zu meinen Füßen lag. Weil es aber zu dunkel war, um die Schußwunden zu sehen, machte ich mich auf den Heimweg, weckte den Bauer und teilte ihm das Resultat meiner Nachtwache mit. Unter lautem Jubel wurde ein Pferd angespannt und mit seiner Hilfe der Kadaver des so meuchlerisch erschossenen Haferdiebes in das Gesinde und von dort auf den Gutshof gebracht. Der alte Schlingel war fett wie ein Dach und ein recht respektabler Bursche. Beide Kugeln hatten ihn in die Brust getroffen. Seine Schinken und Tazen schmeckten, beiläufig erwähnt, vortrefflich.

69. Vogelleben am öfelfchen Strande.

f. E. Stoll.

Ferdinand Erdmann Stoll, geb. 1874 im Pastorat Dünamünde, lebt in Riga als Konservator am Museum des Naturforscher-Vereins.

Es war am 22. Mai 1907, als mich der „Kleine Konstantin“ von Riga nach Arensburg trug. Die See war still und ruhig, und dichter Nebel lagerte auf dem Wasser. Ungefähr auf der Höhe von Runö kam eine gänzlich durchnäßte gelbe Bachstelze an Bord geflogen und erweckte als „armer Kanarienvogel“ die lebhafteste Teilnahme der Passagiere. Als ihr Gefieder wieder leidlich trocken war, flog sie davon, kehrte jedoch des dichten Nebels wegen gleich wieder zurück und blieb nun bis Arensburg an Bord.

Mit Flinte und Rucksack auf dem Rücken und einer Spiegelreflexkamera in der Hand, ging ich am nächsten Tage an dem mir schon vom vergangenen Jahre her wohlbekannten Strand nach Lohde hinunter, um die Brutplätze verschiedener Strand- und Wasservögel aufzusuchen. Während am Rigaschen Strande das Meeresufer flach und sandig ist, ist es hier mit Geröll und Steinen überdeckt; große Blöcke liegen bis weit ins Meer hinaus. Feuchte und doch nicht saftige Wiesen ziehen sich bis ans Meer hinab und gehen stellenweise in Schilfwälder über. Kiebitze und Regenpfeifer, Lachmöwen und Flußseeschwalben treiben hier ihr munteres Wesen. Vor allem aber ist es der Gambett-Wasserläufer, der in großer Zahl das Gebiet belebt und beherrscht. Schon von ferne sieht man diesen schlanken, langbeinigen Gesellen sich in der Luft mit kurzem Flügelschlag tummeln oder auf einem Steinblock stehen und Bückling auf Bückling machen. Sein melancholischer Pfiff paßt so recht zur Einförmigkeit des Geländes, und nur wenn der Mensch als Störenfried in das Brutgebiet der Gambetts eindringt, steigert sich ihr Ruf fast bis zur Unerträglichkeit. Nach langem Suchen finden wir im Grase ihr sehr versteckt angelegtes Nest, das vier auffallend schlanke, birnenförmige, gelblichbraune, dunkelgefleckte Eier enthält. Wo im kurzen Grase einzelne größere Büschel stehen, findet man das Nest sicher in diesen Büscheln, wo diese aber fehlen, ist es äußerst schwer zu finden.

In das melancholische Rufen des Gambett-Wasserläufers mischt sich bald der laute, fast schrill klingende Pfiff des Austersnfischers. Wie der vorige, gehört auch er zu den schnepfenartigen Vögeln. Er hat die Größe eines Feldhuhnes, Kopf, Hals und Rücken sind schwarz, die ganze Unterseite und ein breiter Streifen auf jedem

Flügel sind weiß. Der Schnabel ist lang, sehr fest und stark und von leuchtend zinnoberroter Färbung. Die Füße sind verhältnismäßig kurz und zart rosa. Hat dieser so auffallend gefärbte Vogel einen Menschen bemerkt, der seinem Brutgebiet zu nahe kommt, so fliegt er mit lautem, weithinschallendem *tiri-h tiri-h tiritiritiri-h* in schnurgerader Linie direkt auf den Störenfried zu, biegt aber noch außer Schußweite plötzlich ab, umkreist ihn ein-, zweimal und läßt sich dann auf einem Steinblock nieder, um den Eindringling aus sicherer Entfernung mißtrauisch zu mustern. Glaubt er sich allein, so ist es äußerst anziehend, ihn in seinem Tun und Treiben zu beobachten. Meist sieht man ihn paarweise dicht nebeneinander auf einem aus dem Wasser ragenden Steine stehen. Dann kommt der eine und bald auch der andere an das Ufer geflogen, und nun suchen beide, würdevoll einherschreitend, den Boden nach Nahrung ab. Mit dem starken Schnabel wird hin und wieder ein Stein umgedreht, um etwa darunter verborgene Insekten zu verspeisen. An der deutschen Nordseeküste, wo Austernschalen in Menge am Meeresufer liegen, sieht man ihn häufig diese Schalen mit dem Schnabel nach Insekten umwenden, und da gab man ihm den Namen „Austernfischer“.

Bei meinen Streifereien gelangte ich auch auf das Gut Sieksaar, nördlich von Arensburg.

Aus einem See kommend, durchläuft ein kleiner Bach, die Pedduz, nasse, zum Teil überschwemmte Wiesen, bildet hart am Gute Sieksaar einen See und ergießt sich einige Werst weiter bei Arensburg ins Meer. Auf diesen überschwemmten Wiesen, an den Ufern des Sees, traf ich im Sommer 1906 mehrere Pärchen der großen nordischen schwarzschwänzigen Uferschnepfe. Sie gewährt im Fluge ein ganz merkwürdiges Bild: Den langen Hals mit dem auffallend langen, etwas aufwärts gebogenen Schnabel streckt sie weit vor und die ebenfalls sehr langen Beine nach hinten, dazu kommen dann die langen, schmalen, sichelförmigen Flügel, und ein fliegendes Kreuz ist fertig. Allerdings bilden alle schnepfenartigen Vögel infolge ihres langen Schnabels und der langen Beine im Fluge mehr oder weniger eine Kreuzform, doch ist diese Form bei keiner so auffallend wie bei der schwarzschwänzigen Uferschnepfe. Wer einmal das seltsame Flugbild dieser Schnepfe gesehen, dem prägt es sich für alle Zeiten ins Gedächtnis ein. Dieses Mal schaute ich vergebens nach dem Vogel aus, es hatte sich kein Pärchen eingefunden. Zwei große Kronschnepfen umkreisten mich mit lautem Geschrei; sie mußten jedenfalls in der Nähe ihr Nest haben, sonst würden

diese sonst so scheuen Vögel nicht so nahe herangekommen sein. Ku-li, ku-li, kuiwiviwi tönt es einmal über das andere, und deutlich sehe ich, wie der stattliche Vogel mit dem langen, krummen Schnabel ängstlich den Kopf nach mir, dem Störenfried, wendet. Nach langem, mehrstündigem Suchen fand ich endlich das Nest auf einem Moosbühl. Vier auffallend große, olivgrüne Eier mit tiefdunklen Flecken lagen im Nest und schauten mich an, als wollten sie sagen: „Sind wir denn so klein, daß du uns so lange suchen mußt?“ Vier Schritte weiter fand ich auf einem zweiten Hümpel ein Sturmmöwennest. Es enthielt drei stark bebrütete Eier. Während ich, fast bis zum Knie im Wasser wattend, den Heuschlag durchquere, um zu einem nahegelegenen Gehölz zu gelangen, in dem eine Weindrossel ihre melodischen Weisen erklingen läßt, kommt plötzlich ein schnepfenartiger Vogel geflogen, setzt sich mitten auf die Wasserfläche und schwimmt wie eine Ente gemächlich dem Ufer zu. Es ist der graue Wasserretreter, der offenbar auf der Durchreise in sein nordisches Brutrevier begriffen ist. Mein Schuß streckte den seltenen Vogel mit den lappenartigen Schwimmhäuten an den Füßen tot nieder. Zu meinem nicht geringen Erstaunen fand ich aber im Körper ein legreifes Ei, das leider durch den Schuß zerstört worden war. Wohl eine Stunde suchte ich die Umgebung nach dem Nest ab, konnte es aber nicht finden. Beim Suchen flog dicht vor meinen Füßen aus einem kleinen Gagelstrauch eine Märzente vom Neste auf. Acht Eier lagen darin. Als ich nach einigen Stunden wiederkehrte, fand ich das Nest verlassen und die Eier erkaltet. Weiterhin fand ich unter einem Weidenbusch das Nest eines Kampfhahn-Pärchens.

* * *

Am nächsten Tage verließ ich Arensburg und fuhr quer durchs Land an die Westküste von Ösel, nach Kiellond. Auf dem nahen Gute Roziküll fand ich gastliche Aufnahme. Von der Freitreppe des Hauses schaute ich auf die stille Meeresbucht zu meinen Füßen nieder und hinaus auf das weite Meer, wo am Horizont das Ziel meiner Wünsche, die Insel Filsand, im Abendschein schimmerte. Mein liebenswürdiger Gastgeber, Baron S., erzählte mir, daß unter seinem Stalle ein Pärchen Brandgänse, dort der kreuzförmigen Zeichnung auf dem Bauche wegen Kreuzente genannt, sein Nest zu haben scheine; und da sah ich auch schon unweit des Stalles die schönen, schwarz, weiß und rostrot gefärbten Gänse auf einem jungen Roggenfelde weiden. Am nächsten Morgen wurde auf meine Bitte ein

Brett aus der Diele des Stalles gehoben und ein Junge mußte hineinkriechen und nach dem Neste suchen. Bald hatte er es auch gefunden. Nun kroch auch ich, auf dem Bauche rutschend, zum Neste hin: in weichen, weißen Daunen gebettet, lagen elf weiße Eier. Neun Eier nahm ich für meine Sammlung fort; zwei ließ ich nach, hoffend, daß das Weibchen sein Nest nicht verlassen und in der Folge noch einige Eier zulegen würde. Und richtig, sie legte noch drei Eier zu und begann zu brüten.

Am Nachmittage segelte ich bereits nach Gillsand hinüber, wo ich im Hause des Lotsen und Tauchers Rudolf Haus Unterkunft fand. Drei Wochen lebte ich in dieser stillen Einsamkeit und unternahm von hier zahlreiche Streifzüge auf die benachbarten Inseln und Riffe. Gillsand ist etwa sechs Werst lang und auf seiner Osthälfte flach und sandig. Die Westhälfte hat felsigen Untergrund und ist mit einem alten Kiefernwalde bestanden. Hier im Walde, gegen die Weststürme geschützt, liegt auch die kleine Fischeransiedlung.

Mein erster Besuch galt der Nachbarinsel Wesiluma, von deren Vogelreichtum ich schon in Riga gehört hatte. Wesiluma ist etwa $\frac{3}{4}$ Quadratwerst groß und mit Wacholder und wilden Johannisbeerbüschen dicht bewachsen. In einer kleinen Talsenkung steht mit der Tür nach Süden eine elende, fensterlose Holzhütte, durch deren Wände der Wind pfeift. Dicht neben der stets offenen, im Notfall nur dürftig schließenden Tür steht eine lumpenbedeckte Pritsche, davor eine höchst primitive Kochvorrichtung, die nur in der kühleren Jahreszeit benutzt zu werden scheint. Der übrige Raum ist mit allerlei Fischereigeräten ausgefüllt. Hier haust wie weiland Robinson Crusoe ein alter Este, der, obgleich nur geduldeter „Wächter“, sich als Herr der Insel ansieht. Das Meer und die Vogelwelt sorgen für die nötigen Lebensmittel, und reichlich angeschwemmtes Treibholz liefert das Heizmaterial. Nur wenn das Meer ihm gar nichts mehr liefert und weite Eisfelder das Fischen unmöglich machen, entschließt er sich, nach Kielkond zu seinen Kindern überzusiedeln, um sobald als möglich auf seine geliebte Insel zurückzukehren. Die auf der Insel unter den Wacholder- und Johannisbeerbüschen in großer Menge brütenden schwarzen Samtenten betrachtet er als sein Hausgeflügel, das ihm jährlich so und so viel hundert Eier zu liefern hat. Das volle Gelege hat durchschnittlich acht Eier. Durch sachgemäße Fortnahme der Eier veranlaßt aber unser Robinson die Ente, bedeutend mehr zu legen. Natürlich sammelt nicht er allein die Eier, auch die Bewohner von Gillsand und Kielkond sind eifrig auf den Eierraub bedacht; wird doch für das Ei, das un-

gefähr drei Hühnereier faßt, an Ort und Stelle fünf Kopeken gezahlt. Auch die zahlreich auf der Insel nistenden Möwen müssen ihren Tribut an Eiern entrichten. Ab und zu holt sich auch der Alte mit seiner vorweltlichen Donnerbüchse einen saftigen Braten. Außer der stattlichen Samtente brüten noch Märzenten, Spickenten, dünn-schnäblige Sägetaucher, Aустernfischer und einige kleine Schnepfenarten auf der Insel. Als ich damals Wesiluma besuchte, war meine Ausbeute an Eiern nur gering, da die Enten dort erst im Juni mit dem Brutgeschäft beginnen. Nur einige Gelege der Küstenseeschwalbe konnte ich sammeln.

Von Wesiluma segelte ich um die Westspitze von Filsand herum am Leuchtturm vorüber, wo ich auf der See ein prächtiges Männchen der Samtente schoß, weiter nach Süden. Mein Führer erzählte mir von einer sehr großen, grauen Ente, die noch größer als die Samtente sei, in geringer Anzahl auf der Insel brüte und große, grüne Eier lege, nannte mir auch den estnischen Namen. Vergeblich wühlte ich in meinem Gehirn, größere Enten als die Samtente gibt es bei uns ja gar nicht, was konnte es denn sein? — Sollte er vielleicht die Eidergans meinen, die noch nie in Livland als Brutvogel beobachtet worden war? Als ich Riga verließ, hoffte ich im stillen, auf Ösel vielleicht doch die Eidergans zu finden; sollte meine Hoffnung sich erfüllen? Mein Boot strebt jetzt direkt ins offene Meer hinaus, und da hebt sich auch schon, weit außer dem Bereich meines Gewehres, eine Eidergans aus den Fluten. Mit dem Fernglas in der Hand folge ich ihr, bis sie am Horizont verschwindet. Weiter geht die Fahrt. In der Nähe eines einsamen, flachen Riffes, des Sainastamadala, wurden wir von zwei mächtigen Mantelmöwen empfangen, deren tiefes ga-ga-ga fast wie der Ruf der Wildgänse klingt. Mitten auf der kleinen, kiesbedeckten Insel hebt sich ein aus rotem Seetang aufgebauter Kegel, das Nest der Mantelmöwe. Leider hatten Fischer schon die Eier fortgenommen. Wir gelangten nun nach Kolmakiwi-rahju. Hier sollten Eidergänse brüten. Wir suchten die ganze Insel ab, doch nur Möwennester fanden wir. Es wurde bereits Abend, und dichter Nebel wälzte sich über das Meer. Deutlich hörte ich in der Ferne das Gocken von Eidergänsen und nach einer Weile sah ich auch drei Weibchen sich auf dem Wasser tummeln. Es war tiefe Nacht, als ich wieder auf Filsand landete.

Am nächsten Morgen gab ich sofort bekannt, daß ich Eier der Eidergans zu sammeln wünschte, und setzte einen hohen Lohn für jedes Ei aus, mit der ausdrücklichen Weisung, daß mir das unberührte Nest gezeigt werden müsse. Bald wurde mir auch, es war

gerade am Himmelfahrtstage, vom kleinen Sohn meines Hauswirthes, der mit seinen Altersgenossen auf die Suche gegangen war, ein Nest gemeldet, wo das Weibchen auf den Eiern sitze. An der Westküste von Filsand zieht sich längs der Meeresküste eine weite, felsige, mit Wacholderbüschen bedeckte Fläche hin; hier sollte das Nest sein. Mit Flinte und Kamera und einem Körbchen für die Eier machte ich mich unter Führung der beiden Knaben auf den Weg. Nach längerem Hin und Her blieben sie endlich stehen und wiesen mit geheimnisvoller Gebärde auf einen nahen Wacholderbusch hin. Deutlich konnte ich den Kopf des brütenden Vogels im Dunkel des Busches sehen. Im nächsten Augenblick schlüpfte er aber auch schon vom Nest und flog dem Meere zu. Mein nachgesandter Schuß holte ihn herab. In weichen Eiderdaunen sanft gebettet, saß ein schwarzbraunes Junges, daneben lagen drei grünliche Eier. Ein jedes hatte einen Knick, und aus dem kleinen Loche lugte die Schnabelspitze eines piependen Jungen. Behutsam hob ich das ganze Daunennest mit den Insassen in das Körbchen, nahm die Alte vom Boden auf und wanderte nach Hause. Gegen neun Uhr abends, ich hatte die alte Eidergans eben abgebalgt, wurde es im Körbchen lebendig: Mit dem Ellenbogen oder richtiger dem Fersengelenk brachen die Jungen die Schale los, deckelartig hob sich der hintere Teil ab, und rückwärts kriechend, schlüpfen sie bald heraus. Sorgsam entfernte ich die scharfrandigen Schalen und deckte die nassen Jungen mit weichen Daunen zu. Als ich gegen zehn Uhr zu Bette ging, neben mir auf dem Tisch der fertige Balg der Eidergans lag und im Korbe die jungen Gänschen piepten, überkam mich ein Glücksgefühl, wie ich es selten erlebt. Was ich bei meiner Abfahrt aus Riga kaum zu hoffen gewagt, war herrlich in Erfüllung gegangen: ich hatte die Eidergans als livländischen Brutvogel gefunden!

Als ich in der Frühe des nächsten Morgens das Körbchen öffnete, sprangen vier schwarze Teufelchen heraus und trippelten eifrig im Zimmer hin und her. Milch und eingeweichte Grütze wurden gerne gefressen, und so hoffte ich die kleinen Tierchen aufziehen zu können. Leider kam es aber anders. Im „Neuen Naumann“ steht geschrieben, daß es wohl noch niemandem gelungen sei, Eidergänschen aufzuziehen; und diese Erfahrung mußte auch ich machen. Die Tierchen verschmähten nach und nach alles Futter, auch das nahrhafte „Lucullus“ und waren nach einigen Wochen trotz sorgsamster Pflege alle tot. Heute stehen sie mit der Mutter, dem Daunennest und den Eierschalen, die ihnen einst als Behausung gedient,

zu einer lebensvollen Gruppe vereinigt, ausgestopft im Museum des Naturforscher-Vereins zu Riga; und wenn ich meine kleinen Lieblinge im großen Glaskasten betrachte, denke ich an den schönen Abend des 31. Mai 1907.

Bei diesem einen Neste blieb es nicht, ich erhielt noch gegen zwanzig Eier. Ein schönes Nest stand auf einer feuchten Wiese, hart an einen größeren Stein gelehnt. Ein zweites Nest fand ich auf einem kahlen Felsenriff, das jäh ins Meer abstürzte. Beim Betreten des Felsens flog plötzlich dicht vor meinen Füßen die Eidergans vom Neste auf. In einer kaum merklichen Vertiefung, auf einer Unterlage von braunem Blasentang stand das Nest mit fünf Eiern. Die Brandung spritzte bis dicht ans Nest hinauf. Wenige Schritte weiter hatte der Fels eine tiefe Spalte; diese baute ich mit Hilfe zweier Grenzsoldaten durch aufgetürmte Steine zu einer Hütte aus, deren Dach ich mit Seetang verblendete, und wartete nun auf die zurückkehrende Gans, um sie mit meiner Kamera auf die Platte zu bringen. Wohl strich sie einigemal vorüber, zum Neste aber kam sie nicht. Am nächsten Tage regnete es Bindfaden, und als ich am dritten Tage das Riff wieder besuchte, waren Nest und Eier verregnet.

* * *

Nächst der Eidergans war es die herrliche Brandgans, die mir besonders begehrenswert erschien; doch all mein Bemühen, dieses scheuen Vogels habhaft zu werden, war vergeblich. Oft sah ich sie am Ufer zwischen den Steinen im flachen Wasser Nahrung suchen, oder sie saß auch wohl oben auf einem Stein und putzte ihr Gefieder. Um die Mittagszeit ging sie gerne ans Ufer, tat sich auf dem weichen Seetangpolster nieder und nickte ein. Wenn das Glück gut war, so konnte man in solchen Fällen bis auf etwa 150 Schritte herankommen, dann war sie aber auch schon auf und davon. Auf Felsen legte sie ihr Nest außer unter Ställen und Scheunen auch gerne im Walde unter großen Granitblöcken, in alten Fuchsröhren oder unter Stubben an.

Einst segelte ich gegen Abend zur Halbinsel Helda hinüber. Dort wurde mir in einem Gesinde berichtet, daß ein „Kreuzenten“-Pärchen in einer Heuscheune auf einer nahe gelegenen Wiese nistete. In Begleitung meines Führers und eines etwa zehnjährigen Knaben begab ich mich sofort dorthin. Die Scheune war fast bis unters Dach mit Heu gefüllt und an beiden Enden unterm Giebel offen. Von hier führte je eine Röhre längs der Balkenwand durchs Heu

bis auf den Boden hinab. Mit dem Kopfe voran, wie eine Ente untertauchend, verschwand der Knabe im Heu, und bald meldete er aus der Tiefe, daß im Nest drei Eier lägen. Um mir die Lage des Nestes anzusehen, rutschte ich nun selbst mit den Füßen voran in den Gang hinein und langte bald am Boden an, doch zum Neste konnte ich nicht. Die Röhre bog hier rechtwinklig zur Mitte ab und war für meinen Körper viel zu eng. So ließ ich mir denn vom Knaben die Eier reichen und kletterte hinaus. Im Gesinde wurde noch schnell etwas zu Abend gespeist, und dann kehrte ich zur Scheune zurück und richtete mich im Heu behaglich ein, hoffend, das am frühen Morgen zum Nest zurückkehrende Weibchen photographieren zu können. Lange, sehr lange mußte ich warten. Mein Apparat stand lange schon schußbereit, und höher und immer höher stieg die Sonne. Gegen sechs Uhr packte ich meine Sachen zusammen und wollte eben mein Versteck verlassen, als ich den Ruf der heranstreichenden Gänse hörte. Ich hatte kaum Zeit, den Apparat aufzustellen, da setzten sie sich auch schon dicht über meinem Haupte auf das Dach der Scheune nieder. Nach einer Weile strichen beide ab. Durch eine Öffnung im Dach sehe ich das Weibchen in schnellem Fluge direkt heraufkommen, jetzt muß sie gleich vor dem Apparat erscheinen, da — ein kurzer Flügelschlag auf Armeslänge hinter mir, und ehe ich mich umwenden kann, ist das Weibchen in einer unbemerkt gebliebenen Röhre verschwunden. Tief unter mir höre ich es noch leise locken, dann wird es still. Aus dem nahen Gesinde holte ich nun schnell den Knaben, um die Gans hinaustreiben zu lassen, und stellte mich mit dem Gewehre schußbereit neben der Scheune auf. Doch sie war leer, die Gans hatte sich schon zeitig in Sicherheit gebracht. Ich hatte vergebens die ganze Nacht gewacht — aber schön war es doch! —

Am 2. Juni trug mich mein Boot südwärts an Lettenholm vorüber zur Insel Sfalawa, die besonders reich an Ratten ist. Der Boden ist von diesen häßlichen Nagern ganz unterwühlt. Ich wandelte am Ostufer der Insel hin, durch hohes, üppiges Gras und schaute nach Strandvögeln aus, als plötzlich ein Fuchs vor mir aufsprang und hinterm nächsten Johannisbeerstrauch verschwand. Ich war über das unerwartete Erscheinen eines Fuchses auf der kleinen, einsamen Insel so überrascht, daß ich nicht einmal Zeit zum Schießen fand. Und es war gut so. Mein Führer erzählte mir nun, daß, da die Ratten den Boden so unterwühlen und dadurch den Graswuchs stören, in jedem Frühjahr einige Jungfüchse auf der Insel ausgesetzt würden. Den Sommer über tun die Füchse ihre Schuldig-

feit und lassen sich so nebenbei wohl auch noch manches Ei und manch saftigen Enten- oder Schnepfenbraten schmecken. Wenn dann im Spätherbst die Fröste kommen und das Meer sich mit Eis bedeckt, dann wird den braven Rattenfängern als Dank ihr schönes Fell über die Ohren gezogen.

Von Ssálawa aus besuchte ich die noch kleinere Insel Nótama, wo die nordische Küstenseeschwalbe in großer Menge brütete. Hier fand ich auch nach langem Suchen im hohen Kraut das Nest des drolligen Steinwälzers. Hoch über mir kreisten mit lautem Geschrei zwei Mantelmöwen. Nach ihrem Gebaren zu urtheilen, mußten sie hier irgendwo ihr Nest oder Junge haben. Ich sandte manchen Schuß zu den mächtigen Vögeln hinauf, doch schienen sie gepanzert zu sein. Auch wenn die Schrote trafen, kreisten sie ruhig weiter, als hätten bloß einige Fliegen sie gekitzelt. Ihr dichter, elastischer Federpelz an Brust und Bauch wirkte auch wirklich wie ein kugelsicherer Panzer. Wohl eine Stunde suchte ich das geröllbedeckte Ufer ab; da, endlich! — Zwischen grauen, verwitterten Steinen, hart an den Boden gedrückt, sitzt eine junge, fast flügge Mantelmöwe. Ein schönes Beispiel von Schußfärbung: graugelb wie das Gestein ist auch die Farbe des Gefieders. Wütend haßt sie mit ihrem mächtigen Schnabel nach meinem Finger, den ich sorglich in acht nehmen muß. Ich trug nun den Vogel ins Boot und segelte nach Lettenholm hinüber.

Lettenholm ist eine langgestreckte, schmale Insel, an deren Südseite sich saftige Wiesen hinziehen. Das übrige Gelände ist trocken und unfruchtbar und zum Teil mit Wacholder bewachsen. Die ganze Insel hat nur einen Baum, eine krüppelige, knorrige Kiefer aufzuweisen. Am Westende auf der höchsten Erhebung liegt ein Gefinde. Beim Betreten der Insel wurde ich gleich von einigen Kronschnepfen empfangen, von denen ich eine schoß. Der Besitzer des Gefindes, Alexander III, nahm mich mit größter Liebenswürdigkeit auf. Er war eben von einem Fischzug heimgekehrt und hatte Butten mitgebracht. Er, sein Weib, seine Kinder und ein Knecht waren mit dem Herausnehmen der flachen, glatten Fische aus den weitmaschigen Netzen beschäftigt. Vor dem Dunkelwerden ging ich noch an den Strand hinab, wo ich zwei Austernfischer erlegte. Unter der Diele der Klete hatte eine Brandgans ihr Nest. Ein dickes, wenige Fuß langes Brett wurde ausgehoben, und vor mir lag das Nest, vollgepropft mit kleinen, molligen, weiß und grau gefleckten Dunenjungen. Sie waren wohl schon trocken, konnten aber noch nicht auf ihren Füßen stehen. Ich deckte das Nest wieder zu und gedachte am

nächsten Tage die Jungen zu photographieren und, wenn möglich, auch die Alte einzufangen. Wohl selten hat mir das Abendbrot so vortrefflich gemundet wie an diesem Tage. Da gab es frisch gebratene Butten, ein gutes Stück Grobbrot, Butter und einen Krug schöner, gelber, dickflüssiger Milch, einer Milch, wie sie fetter kaum in den Alpen fließt. Gewürzt wurde dieses Mahl noch durch einen kräftigen Appetit, der sich seit der letzten Mahlzeit um drei Uhr morgens in meinem Magen angesammelt hatte. Die „gute Stube“ schien lange nicht benutzt worden zu sein, dumpf, stockig und feucht war die Luft. Eines der mit Nägeln befestigten Fenster wurde aufgehoben und so der frischen Seeluft Zutritt gewährt. Dann wurde ein Bett hineingetragen und mit frischem, sauberem Bettzeug versehen. —

In der Frühe des nächsten Tages begab ich mich längs dem Nordstrande zur Ostspitze der Insel. Die schwarzen Samtenten tummelten sich in großer Zahl auf dem Meere und flogen kreuz und quer über die Insel hinweg. Ich hatte eben eine Kronschnepfe erlegt und stand noch mit ungeladenem Gewehr da, als zwei Samtenten nahe vorüberflogen. Schnell schob ich eine Patrone in den Lauf, und da kamen auch schon zwei weitere Enten direkt gegen die Sonne herauf. Ich konnte natürlich nur die schwarzen Silhouetten sehen, und da das Weibchen stets voranzufliegen pflegt, nahm ich den hinteren Vogel aufs Korn und schoß ihn herab. Wie erstaunte ich aber, als ich statt des erwarteten Samtenten-Männchens eine Eidergans am Boden liegen sah. Nun kehrte ich zum Gesinde zurück, um den jungen Brandgänschen einen Besuch zu machen. Aber ach, ich hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Meinen Wunsch, der Mutter lebend habhaft zu werden, kennend, hatten die Leute sich schon vor einer Stunde am Neste zu schaffen gemacht, waren aber sehr unverständlich vorgegangen und hatten die Mutter natürlich nicht bekommen. Als ich nun die Jungen holen wollte, war das Nest zur großen Verwunderung aller leer. Die Alte hatte die Jungen wer weiß wohin fortgetragen. Wie ein Dachshund kroch ich unter der Kletendiele umher, durchsuchte auch den benachbarten Stall, aber nichts war zu finden. Wir liefen zur Küste hinab, suchten den Strand und das Meer und die vielen Wacholderbüsche ab, doch vergeblich. Ich vermute, daß die Alte mit ihren Jungen in irgendeinem versteckten Winkel der Wirtschaftsgebäude saß. Draußen war sie sicher nicht, denn wo die Jungen sind, ist auch die alte Mutter, und diese kann man wegen ihrer grellen Farben und ihres auffallenden Benehmens zum Schutze der Jungen un-

möglich übersehen. — Beim Durchsuchen der Wacholderbüsche wurde ein Samtentennest mit mehreren Eiern gefunden. Mit dem Fernglase beobachtete ich am Meeresufer eine sorgsame Eidergansmama, die ihre fünf wolligen Kleinen im flachen Wasser das Fischen lehrte. Weit hinten auf dem Meere sah ich noch eine ganze Anzahl Eidergänse, unter ihnen auch zwei prächtige Männchen mit dem schwarzen Bauch, dem weißen Rücken und dem zarten, meergrünen Schimmer am Kopf. —

Der Westküste von Filsand vorgelagert liegt eine Gruppe schroffer, felsiger Eilande: die Waika-Inseln. Sturmmöwen und Seeschwalben, Austernfischer, Steinwölzer, Gambettwasserläufer, Sandregenpfeifer, Samtenten, Sägetaucher, Eidergänse, Spiegenten usw. treiben hier ihr munteres Wesen. Wie eine weiße Wolke schweben die Küstenseeschwalben über ihrem Brutplatz, wo dicht gedrängt die Nester stehen. Meine Kamera hat viel zu tun. Bald ist es ein junger Austernfischer, der gerne auf die Platte kommen will, bald ein gelblichweißes, kugeliges, kaum dem Ei entschlüpftes Seeschwälchen, bald eine schroffe Felsenwand mit einer langen, weißen Reihe sitzender Sturmmöwen, oder es ist mein besonderer Freund, der Steinwölzer, ein weitläufiger Verwandter des Austernfishers. Dort oben auf dem Zackigen Riff sitzt der kleine, bunte Kerl und schimpft und zetert, als hinge sein Leben davon ab; und dabei hatte ich nichts weniger als Mordgedanken im Kopf. Seine helle Stimme klingt fast, als rief er: „Nu sag', nu sag', was willst du denn von mir? Nu geh' doch einmal fort!“

Es ist schon später Nachmittag, ich durchquere eben die „Obere Waika“, als wieder der bekannte Ruf des Steinwölzers an mein Ohr dringt. Ich folge ihm und sehe auch bald die beiden Alten zehn Schritte vor mir im kurzen Grase laufen. Bald lassen sie den einen, bald den andern Flügel hängen, bald legen sie sich auf die Seite und zappeln mit Flügeln und Beinen, als wäre es aus mit ihnen. Im Grase vernehme ich nun ein leises Piepen, und da sehe ich schon drei Junge umhertrippeln. Jetzt gilt es, Mutter und Junge auf die Platte bringen. Doch das ist nicht so leicht. Um ein nicht gar zu kleines Bild zu erlangen, muß ich nahe, sehr nahe an die Tiere heran. Kein Strauch, kein Stein gewährt mir Deckung. Mir bleibt nichts anderes übrig, als mich langsam den Jungen zu nähern. Tiefer und immer tiefer sinkt der Sonnenball. Ich habe mich in einer Stunde kaum fünf Schritte fortbewegt. Jetzt erhebt sich ein starker Wind und fegt über die Klippen dahin; vor Kälte zitternd, fangen die Kleinen laut zu piepen an. Das ist zuviel fürs Mutter-

herz. Des schrecklichen Menschen nicht achtend, fliegt sie blitzschnell heran und nimmt ein Junges unter die wärmenden Flügel. Die winzigen Flügelchen weit geöffnet, eilen nun auch die andern beiden zur Mutter hin, doch da rauscht auch schon der Jalousie-Verschluß meiner Kamera herab, und ich habe ein reizendes Bild auf der Platte.

70. Baltische Heimat.

B. Mohren, Gedichte. Zürich 1880.

Moritz Kerfiovius, nannte sich als Dichter Bruno Mohren, geb. 1860 in Riga, gest. 1881 in Kairo.

Du liebes baltisches Heimatland
Mit den Tannenhügeln am Ostseestrand,
Mit den Seen, die silberhell schimmern,
Mit den alten Ruinen, den felsigen Höh'n,
O baltische Heimat, wie bist du so schön,
So schön noch in deinen Trümmern!

Verfinkt auch das Ziel, das ich vor mir hab',
Und zerbricht dieser morsche Wanderstab,
Die Treue geht nimmer in Scherben!
Ja, wär' selbst alles hin und vorbei,
O baltische Heimat, ich bleib' dir treu,
Stets treu im Leben und Sterben!

Dein ist mein Leben, dein ist mein Blut,
Dein ist das Streben, das in mir ruht,
Der Trotz gegen jede Beschwerde!
Und soll man mich einmal senken hinab,
O baltische Heimat, so schenk mir ein Grab,
Ein Grab nur in deiner Erde!

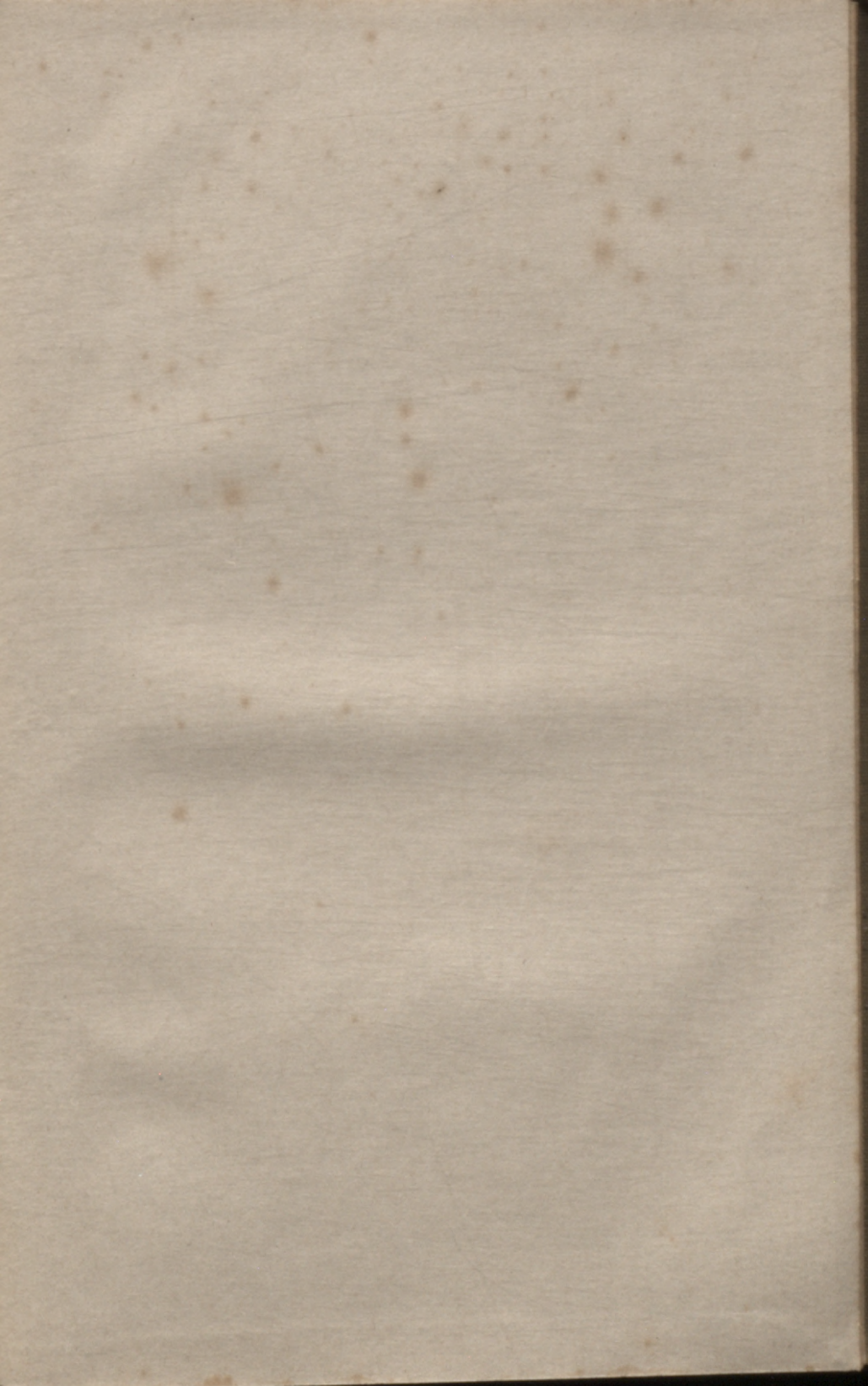
Im Verlage von G. Köffler erschien

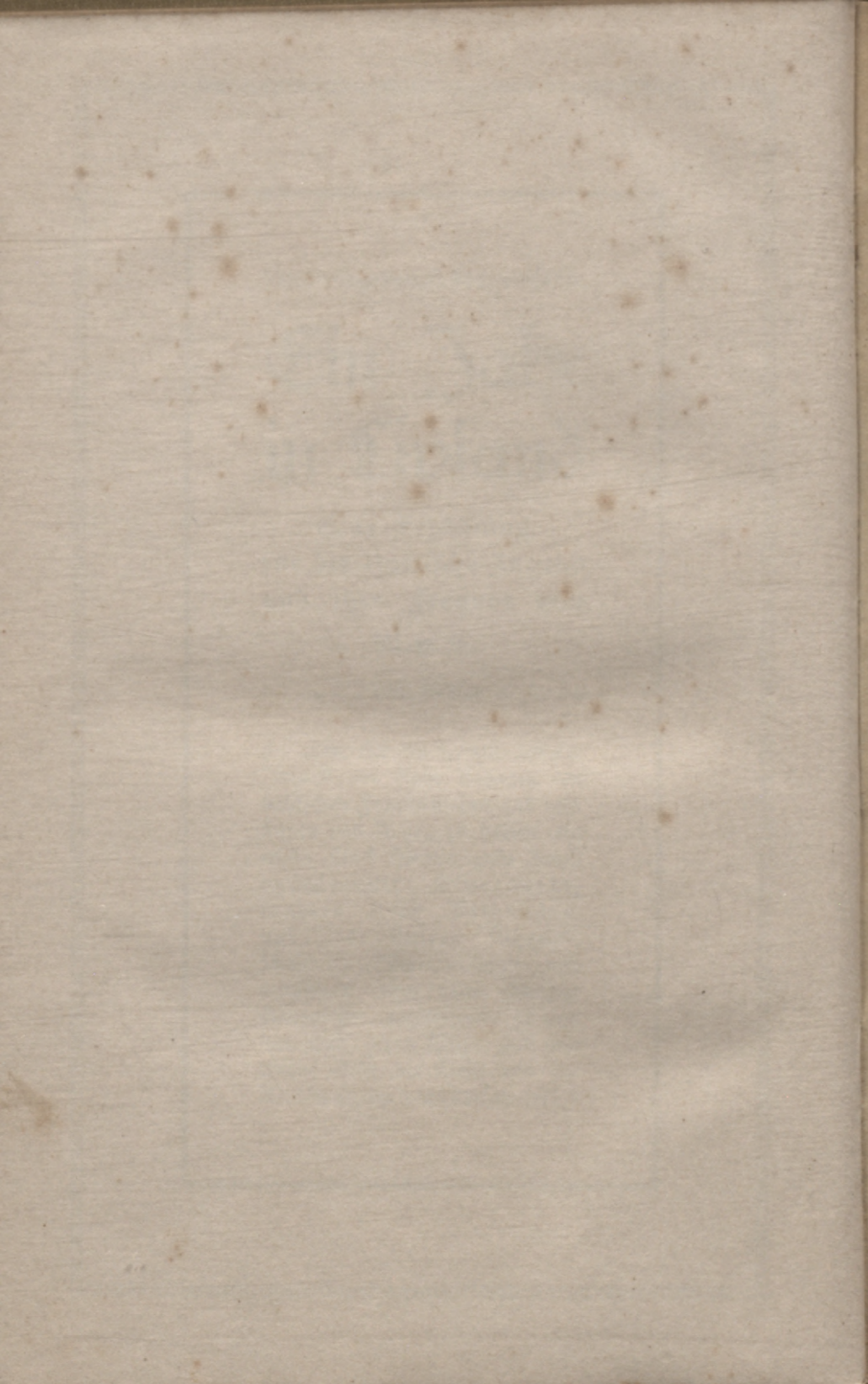
Ein Jahr in Livland

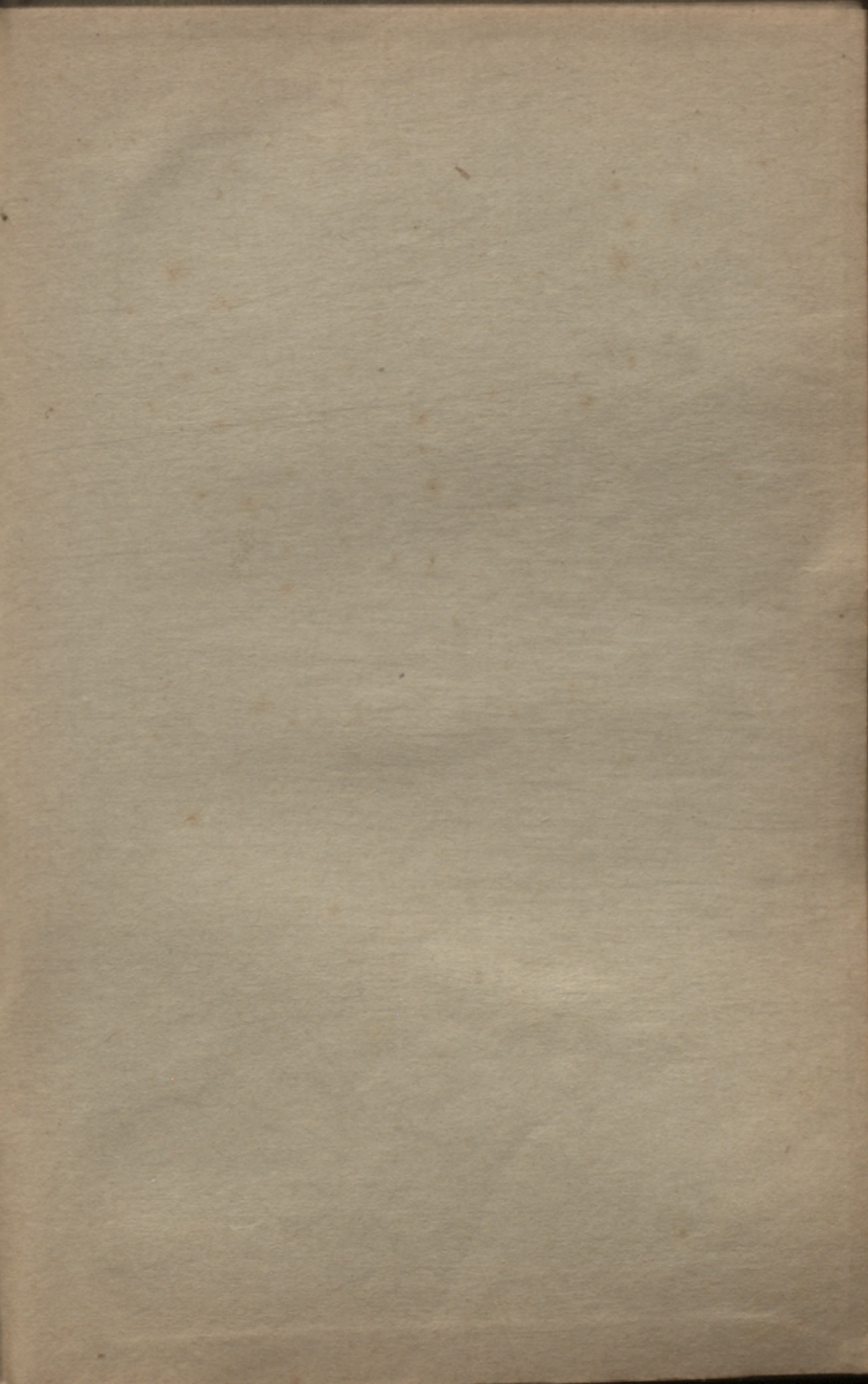
Eine Erzählung
für die Baltische Jugend
und ihre Freunde von
M. v. S.

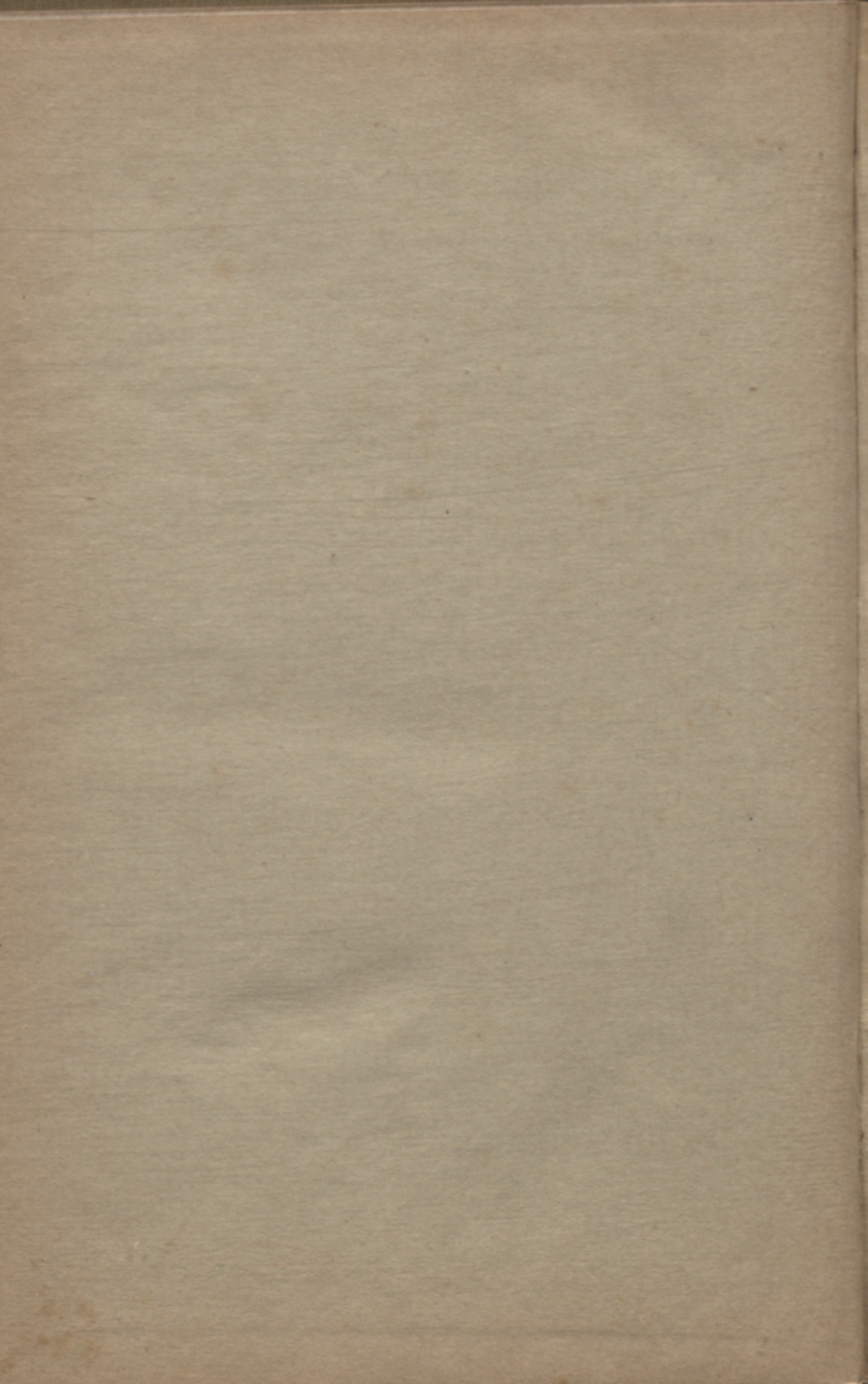
——— 1 Rbl. 20 Kop. ———

So recht ein Buch, um unserer Jugend das frohe Behagen am baltischen Familienleben auf dem Lande vor Augen zu halten, ein echtes Stück Heimat zieht damit an uns vorüber. „Eine ganz besonders liebe Weihnachtsgabe für unsere Jugend“, schrieb die „Düna-Zeitung“, „uns umfängen beim Lesen trauliche Hausgeister, raunen uns zu von den alten, guten Tagen und von einem Geist der Liebe und des Wohltuns, der nicht sterben wird.“









LATVIJAS NACIONĀLĀ BIBLIOTĒKA



0309114359

18 km. Cēf

[0,50]

10,501